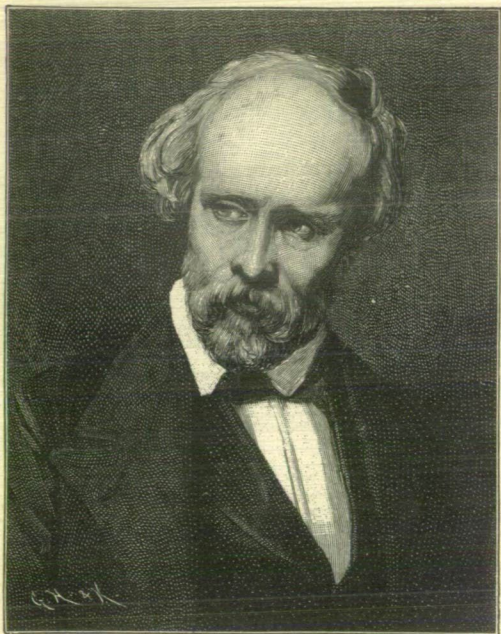


GYÖZŐ A. ANDOR

antiquariuma és könyvtárával

Budapest, 1911. évi kiadás.



Friedrich Hebbel.

Dichter-Biographien.

Dritter Band :

Christian Friedrich Hebbel.

Zon

Adolf Bartels.

Mit Sebbels Bildnis.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Christian Friedrich Hebbel

von

Adolf Bartels.



Christian Friedrich Hebbel.

1.

Am 18. März des Jahres 1813 wurde dem Maurer Klaus Friedrich Hebbel zu Wesselburen in der Landschaft Norderdithmarschen des Herzogtums Holstein das erste Kind, ein Sohn geboren, der acht Tage später in der Taufe den Namen Christian Friedrich empfing. Klaus Friedrich Hebbel stammte aus Meldorf, dem Hauptorte der Landschaft Süderdithmarschen, seine Frau, Antje Margarete, geborene Schubart, war eine Wesselburner Bürgerstochter und hatte ihrem Mann das in der Norder- (jetzt Hebbel-)straße des Ortes belegene Häuschen zugebracht, in dem der Knabe das Licht der Welt erblickte.

Wesselburen, ein Marktflecken, seit 1899 Stadt, zählte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nur zwölf- bis fünfzehnhundert Einwohner, hatte aber dennoch als Mittelpunkt der dithmarschen Nordermarsch seit alter Zeit eine gewisse Bedeutung. Mit einem Duzend im Kranz herumliegender Dörfer bildete der Flecken das größte, fruchtbarste und wohlhabendste Kirchspiel der ganzen Landschaft, und auch aus den benachbarten Kirchspielen und Koegen (neu eingedeichten Marschdistrikten) ging der Verkehr zum Teil hierher. Im Kirchspiel Wesselburen hatte zur Zeit der dithmarschen Freiheit das mächtige Geschlecht der Bogdemannen gewohnt, dessen Häuptling Kolbes Karsten im fünfzehnten Jahrhundert auf eigene Faust eine Fehde mit der mächtigen Hansestadt Hamburg unternommen und die Schiffe im Hamburger Hafen verbrannt hatte, hier war durch den demselben Geschlecht angehörigen Pastor

Nikolaus Boje den älteren die Reformation in Dithmarschen zuerst durchgeführt worden, wenige Jahre später, nachdem man den Glaubensboten Heinrich von Zütphen im benachbarten Seide verbrannt hatte, hier hatte im siebzehnten Jahrhundert der unheimliche, dem Volksglauben nach vom Teufel geholte Johann Fehring, der Günstling des herzoglich gottorpiſchen Hofes, im Hause Edeneſch ſeinen Sitz gehabt und der Paſtor und kaiſerlich gekrönte Poet Joachim Rachel, der Oheim des berühmteren Satirikers Samuel Rachel, lateiniſch, hoch- und plattdeuſch gedichtet. Schon der alte Dithmarſcher Chroniſt Neocorus hatte Weſſelburen einen herrlichen, ſchönen Flecken genannt, und war dann auch das alte Weſſelburen im Jahre 1736 mit ſeiner alten ſtättlichen Bartholomäuskirche bis auf wenige Häuser durch eine große Feuersbrunſt zu Grunde gegangen, das neue, auf und an den der Urzeit entſtammenden beiden mächtigen Wurtten (künſtlichen Hügeln) neuerbaut, beſaß doch wieder am Markt und den von ihm ſtrahlenförmig ausgehenden Straßen manch ſtättliches Haus, beſaß vor allem wieder eine ſehr geräumige Kirche mit hohem Dach und ruſſiſchem Kuppelturm, deren Inneres der Barockgeſchmack reich und farbenfroh ausſtattet hatte. An der Kirche wirkten zwei (früher ſogar drei) Prediger, das weltliche Haupt des Kirchſpiels war der Kirchſpielvogt, zugleich Verwaltungs- und richterlicher Beamter, ihm zur Seite ſtand ein Kirchſpielſchreiber. Ein Advokat, zugleich Kirchſpielſeinnehmer, zwei Ärzte, ein Apotheker — das waren außerdem die Honoratioren Weſſelburens. Ehemals waren auch die beiden Lehrer Studierte geweſen und führten daher noch die Titel Rektor und Konrektor. Die Maſſe der Einwohnerschaft beſtand aus Händlern, von denen ſich ein paar wohl Kaufleute nennen durften, Gaſtwirten und Handwerkern. Bauernhöfe hatte der Flecken Weſſelburen nur wenige, die lagen in den Dörfern des Kirchſpiels, und von ihnen aus kamen die Herren — denn das waren die Bauern in Dithmarſchen — am Sonntag, zum Gottesdienſt, zum Getreide- und Viehhandel, zur Arbeiter-

annahme, und am Mittwoch, dem Wochenmarkstage, in den Ort gefahren, stattlich und stolz wie ihre Vorfahren, manche den Titel „Vollmacht“ (Kirchspiels- und Landesgevollmächtigter) wie eine Art Senatorenwürde führend; dann gab es Leben im Flecken, vor allem in den Wirtshäusern, und oft genug erwachte die alte germanische Trink- und Spieleidenschaft und hielt die Gäste bis tief in die Nacht hinein fest.

Die Marsch, in der der Ort Wesselburen liegt, stellt sich als große grüne, von zahllosen Gräben meist rechtwinklig durchschnittene völlig platte Ebene dar, überragt nur von den in uralter Zeit errichteten Wurten, auf denen die Dörfer und Einzelhöfe mit ihren Bäumen und Gärten liegen, und von den später geschaffenen Deichen, die das Land endgültig dem Meere abgewannen. Gerade bei Wesselburen ist die Marsch besonders breit; die mehrere Meilen entfernten blauen Höhen der Geest (des trockenen, sandigen Diluviallandes) sieht man nur bei hellem Wetter, und bis zur Eidermündung ist es eine Stunde, bis zum offenen Meer gar zwei. Ohne einzelne Naturschönheiten, wie sie Berg, Wald, Wasser abwechselnd und zusammenstimmend bieten, übt die Marsch doch eine große Stimmungsgewalt. Am schönsten hat sie Klaus Groth geschildert: „Auf einem Marschhose sieht der Mann aus dem Fenster, so weit seine Augen reichen. Er kommt vor die Thür, da liegt die ganze Welt, die ihn angeht, rund um ihn herum ausgebreitet wie ein Tisch, bis wo sie den Himmel berührt, und sein Himmel ist so groß, wie die Erde ihn tragen kann. Ihm geht die Sonne auf weit, weit weg, wo die Welt ihren Anfang nimmt, ihm geht die Sonne unter im blanken Haff, wo es hinter dem meilenlangen Deich noch in einem silbernen Scheine aufblinkt. Wie einen großen Ball sieht er sie kommen, wenn er will, fast jeden Tag im Jahr, nur jedesmal an einer anderen Stelle, die er kennt nach den Höfen von Freunden und Bekannten; so sieht er sie auch verschwinden, das Abendrot legt sich über die Marsch, die tiefe Nacht folgt, Mond und Sterne gehen ihren Gang wie die Sonne

und Nacht und Tag wie immer. Aber ebenso still, wenn der Sturm nicht braust, ist alles, was seine weitsichtigen Augen bemerken: Pflüger in der Ferne, Wagen, die fahren, Menschen, die wandern, Vieh, das graszt, nach Tausenden umher. Nichts kommt ihm nahe, was ihn stört . . . das ist die Marsch mit ihrer Wehmut und Gewalt. Sie ist nicht zu beschreiben, so wenig wie die See, bloß zu erleben, weder im Herbst und Winter, wenn der Sturm faust und die Möwen ziehn, noch im Sommer, wenn die Rapsaat blüht und die Lerchen singen. Wer bloß einmal kommt sie zu besuchen, der findet sie gräßlich und langweilig, wie die Leute, die in ihr wohnen. Auf der See ist es nicht anders. Wer aber so lange bleibt, bis sie ihm das Herz anfaßt, der läßt sie nicht wieder los und sie läßt ihn nicht. Da braucht man weder nach Rom und der Campagna zu reisen, noch zum Nil und nach Ägypten. Wer den Marschhimmel gesehen hat mit seinen Wolken oder den warmen Westwind eingezogen hat, wenn er vom Wasser kommt und über Land fahrend den Duft der Bohnen und des Kleeß mitgenommen hat, der bekommt das Heimweh. Und ähnlich geht es ihm mit den Leuten, wenn er von den Besten getroffen hat: still, groß, schweigsam.“

Als der Knabe Christian Friedrich Hebbel geboren wurde, da war Kriegszeit. Dänemark stand auf seiten Napoleons, und bald drangen die Truppen der Verbündeten ins Land ein, Schweden, Deutsche, Russen lieferten den Dänen das Gefecht bei Sehestedt; und die Kosaken schweiften durch die ganzen Herzogtümer, auch nach Dithmarschen hinein, wo einige von ihnen, meist Schmiede, zurückblieben. Dann ward es, im Januar 1814, wieder Friede und blieb es die ganze Jugendzeit Friedrich Hebbels hindurch, bis der Kampf der Nationalitäten zwischen den unter der dänischen Krone vereinigten Völkern ausbrach. Man nennt diese Zeit die Restaurationszeit und weiß in Deutschland viel Böses von ihr auszusagen; für Dithmarschen war es im ganzen eine schöne, stille Zeit. Noch lebte hier die Erinnerung an die Großthaten der Vor-

fahren, des wilden, tapferen, freiheitsstolzen Stammes, der die urgermanische Volksfreiheit bis ins Reformationszeitalter, ja, im Grunde bis in die Gegenwart bewahrt hatte, an die Schlachten bei Bornhövede und Oldenwöhrden, in der Hamme und bei Hemmingstedt, noch war man der wohlbewahrten Volkskraft und der beim Untergang der staatlichen Unabhängigkeit geretteten freiheitlichen Einrichtungen froh, um derentwegen man von den Nachbarn mit Recht beneidet wurde, noch lebte man sein Leben ohne allzugroße Ängstlichkeit und Sorge hin, vom modernen Hasten, von der modernen Gleichförmigkeit war noch keine Spur, es bestand noch ein eigenartiges Volksthum in Sitte und Brauch, in Glauben und Aberglauben, in Wesen und Wort. Freilich, ein entlegener Winkel deutschen Landes war das Dithmarschen dieser Zeit, der Strom der Kultur ergoß sich nur in wenigen schwachen Rinnsalen durch dieses Land — dennoch konnte man dort froh und glücklich leben, und nicht wenige später berühmte Männer hat ihre heitere Jugend mit unauflöslichen Banden an diesen Boden gefettet.

Friedrich Hebbel gehört nicht zu diesen, über seine Kindheit, ja, über seine ganze Jugendzeit warf die Not, die selbstverständlich im glücklichen Dithmarschen auch zu Hause war, ihren finsternen Schatten, und das traf ihn um so schwerer, als er die Herrennatur der alten Dithmarscher mit ins Leben bekommen, den empfindlichen Stolz, der eine Verletzung kaum je zur Heilung gelangen läßt, und dazu noch die Reizbarkeit des künftigen Dichters besaß. Zwar seine ersten Lebensjahre, in denen seine Eltern noch das eigene Haus mit dem dazu gehörigen Gärtchen innehatten, sind doch nicht ganz ohne Kinderglück gewesen — das Bruchstück von Hebbels Selbstbiographie, „Meine Kindheit,“ das in der Ruhschen Biographie und den neueren Ausgaben der Werke des Dichters enthalten ist, beschwört es in seiner ganzen Schönheit und Reinheit herauf; aber schon in diesen Jahren gab es wohl Mangel an Brot, wenn auch nicht gerade für die Kinder, Christian Friedrich

und seinen um zwei Jahre jüngeren Bruder Johann, im Hause und insolgedessen dem Kinde ängstliche Scenen zwischen den Eltern. Viel, viel schlimmer wurde es, als dem Hebbelschen Ehepaare ohne sein Verschulden das Häuschen verloren ging — ein aus dem Zuchthaus zurückkehrender Brandstifter, der Hebbels Vater zu einer Bürgschaft überredet hatte, trieb es hinaus — und nun eine ärmliche Mietswohnung bezogen werden mußte, ohne daß zur Besserung der Erwerbsverhältnisse irgend welche Aussicht vorhanden war. Der Maurer Hebbel war wohl ordentlich und fleißig, aber kein tüchtiger Handwerker, und ist sein Lebenlang über die Tagelohnarbeit nicht hinausgekommen; die aber wurde in jener Zeit nicht besonders gut bezahlt, und es gab sie wesentlich auch nur im Sommer. Nun bemühte sich die Frau Hebbel allerdings, ihren Mann durch Übernahme von allerlei Lohnarbeit zu unterstützen, doch brachte auch die nicht viel, und so waren und blieben die Eltern des Dichters arme Leute, die ihren Kindern kaum das trockene Brot und nicht immer ein Hemd auf den Leib geben konnten. Verhängnisvoll wurde der Einfluß dieser Lage vor allem auf das Verhältniß des alten Hebbel zu seinem ältesten Sohne. „Mein Vater haßte mich eigentlich,“ schrieb dieser nach Jahren in sein Tagebuch, „auch ich konnte ihn nicht lieben; er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außer stande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemeinsten Anstrengung auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe brustertweiternde Lachen war ihm Feibel, Hohn gegen ihn selbst, Gang zum Spiel deutete auf Leichtsin, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit, auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu

müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas über ihn nicht niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann, aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen.“ Leichter trug die Mutter, glücklicheren Temperamentes als der Vater, ihr Los. Auch sie hat der Dichter in seinem Tagebuche charakterisiert: „Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Zähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichen Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter, wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch gestickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte.“ Sie war unbedingt eine jener natürlichen Intelligenzen, wie sie das Volk zu jeder Zeit in allen Kreisen hervorbringt, und seine geistigen Gaben hat der Sohn sicherlich von ihr geerbt. Die poetische Anlage kann zum Teil auch vom Vater stammen, der war ein großer Liebhaber von geistlichen und weltlichen Liedern und ein geschätzter Märchenerzähler, also wohl ein Phantasiemensch. Jedenfalls hat der Sohn den schweren Lebensernst, der ihn als Menschen

wie als Künstler auszeichnete, als väterliches Erbteil überkommen.

Von seinem vierten bis zu seinem sechsten Jahre hat Christian Friedrich Hebbel eine sogenannte Klippschule zu Wesseln, die dort eine auf Holzpantoffeln aus der Fremde zugewanderte Jungfer Susanne unterhielt, besucht und in ihr Lesen, Schreiben und den Katechismus gelernt. Dann ging er auf die neugegründete Elementarschule über, erhielt hier sofort einen der ersten Plätze und ward der Lieblingsschüler des Lehrers Franz Christian Dethleffen, der der einzige Wesselnburger ist, der sich um die Entwicklung Friedrich Hebbels verdient gemacht hat. Wie so manche begabte Kinder armer Leute, war Hebbel ein frühreifes Kind, mit reichem Phantasie- und Empfindungsleben, bei aller Arglosigkeit geschärften Blickes für Menschen und Dinge; schon als Klippschüler hat er das Bestehen socialer Unterschiede, die große Kluft zwischen Reich und Arm und die noch größere zwischen Gut und Böse gemerkt und später, als das elterliche Haus verloren ging, die verminderte Schätzung, die „feierliche Einkleidung als Hungerleider,“ wie er sich ausdrückte, sehr klar und bitter empfunden. Wenn er doch bis zu einem gewissen Grade über die Demütigungen, denen der Arme, und zwar gerade der besser geartete, ausgesetzt ist, hinweggekommen, so ist das vor allem seinem Lehrer Dethleffen zu danken, der ihn zu allerlei kleinen Diensten in sein Haus kommen ließ, ihm Stunden und vor allen Dingen Bücher gab. Der Dethleffens Kinder wiegende und dabei eifrig in Wilmsens Kinderfreund oder Pappes Lese- fruchten lesende Hebbel, der nicht merkt, daß er mit der Wiege allmählich aus dem Zimmer hinausgekommen ist, ist ein köstliches Bild aus diesen Jugendtagen. Rektor geworden, ist Dethleffen Hebbels Lehrer bis zu dessen Konfirmation geblieben und hat ihm, wie der Dichter rühmt, die grammatisch-kalische Gewissenhaftigkeit eingepflanzt, die Sorgfalt im Gebrauche des Worts. Sonst hatte er einem begabten Schüler nicht allzu viel zu geben, außer seinen schwerlich zahlreichen

Büchern. Lichtwerts Fabeln, Salis' und Matthijssons Gedichte, der Don Quixote werden uns genannt.

Trotzdem ihn vor allem die Bücher lockten, hat Hebbel doch das frische fröhliche Knabenleben der Kleinstadt bis zu einem gewissen Grade mitgelebt, mochte auch der Druck, der vom Vater und weiterhin von der Armut ausging, nie völlig weichen. Er hat, nachdem das Schulleben ihn aus dem Träumerdasein der frühesten Kinderjahre herausgerissen, die zahlreichen lauten Knabenspiele mitgespielt, die an schönen Abenden alle Straßen und Plätze Wesselsburens mit dem fröhlichen Gelärm der Kinderstimmen erfüllten, hat nach eigenem Zeugnis bei den Raufereien der Buben seinen Mann gestanden, ist ohne Zweifel an Sommersonntagen mit den Genossen auf die Dörfer gewandert, wenn Ringreiten, Lausbier und andere volkstümliche Feste stattfanden, und wenigstens einige Male des Jahres wohl auch an den einsamen Nordseestrand, wo man nur den Schäfer und seine Herde und die Strandvögel sieht, bald über der grauen, schäumenden Flut schwebend, bald auf dem von ihr verlassenen Watt die Beute suchend. In Hebbels Kindheit fällt die letzte große Nordseeflut, die die Schleswig-Holsteiner erlebt haben, die des Jahres 1825, die zwar nicht dem Kirchspiel Wesselsburen, aber dem benachbarten Büsumer großen Schaden that und sicher die Erinnerung an die ungeheuren Fluten der Vergangenheit auch für den Knaben Hebbel lebendig machte. Überhaupt hat die Vergangenheit Dithmarschens mannigfach in sein Jugendleben hineingespielt, sie war ja nicht tot, sie lebte im Volke fort, wenn nicht als Geschichte, doch als Sage: „Das Dithmarscher Kind,“ schreibt er selbst, „hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Land, gegen mächtige Städte gerichtet, erzählen, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann.“ Das innige Verhältnis zur Natur,

das seine Landsleute Klaus Groth und Theodor Storm auszeichnet, hat Friedrich Hebbel wohl kaum gewonnen, aber wenigstens in seinem Verhältnis zu den Tieren ist er ein echter Niedersachse, ein Angehöriger jenes Stammes, der den Reineke Fuchs für uns Deutsche erobert hat; Hunde, Katzen, Ratten spielen in seinem Jugendleben ihre Rolle, leider meist mit traurigem Ausgang, da der Vater der Neigung seines Sohnes in den Weg zu treten nicht unterlassen konnte. Ganz haben dann auch die über das Einerlei des Alltags sich erhebenden Glanztage in Hebbels Kindheit schwerlich gesehlt, die Jahrmärkte, die den kleinen Ort mit ihrer plötzlich aufschießenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Budenstadt und ihrem lebhaften Treiben mit der großen Welt in Verbindung setzten, ja, zur großen Welt machten, und dann die christlichen Festtage; vor allem Weihnachten, wo zwar damals der lichterbesteckte grüne Tannenbaum noch nicht in der Marjch erstahlte, aber doch der Hader im Hause aufhörte, und köstliche Wecken im Schrank lagen. Die stärksten und erhabensten Eindrücke hat dem Knaben überhaupt die Religion gebracht; in der Wesselburner Kirche ist er heimisch gewesen und hat den damals an hohen Festtagen noch üblichen Kirchenkonzerten vor dem Gottesdienst in heiligem Entzücken gelauscht, hat, wenn er mit seinen Kameraden auf dem Kirchhofe die Toten durch das „Begrabt den Leib“ zur Ruhe sang, alle Schauer des Todes empfunden und vor allem mit der Bibel seine Phantasie genährt. Durch die Religion ist er zur Kunst und Poesie geführt worden.

Gewiß war das Dithmarschen, in dem Friedrich Hebbel aufwuchs, ein Land, das einem künftigen Poeten außerordentlich viel geben konnte; Hebbel hat aber im ganzen nur die Blutserschaft seines Stammes empfangen, und von dieser ist durch sein trauriges Jugendschicksal in der Hauptsache nur das Grandiose, Wilde, Herbe, Harte, Düstere, nicht das Weiche, Milde, Zarte, Lichte zur Entwicklung gelangt, oder dies doch erst in viel späterer Zeit, sowohl in seinem Charakter wie in

seiner Poesie. Je mehr der Knabe heranwuchs, um so härter wurde der Druck des Vaters; ganz natürlich: er sah immer mehr ein, daß der Junge, der von den Büchern nicht fortzuschlagen war, der bei einem ersparten Talglichte trotz strengen Verbots in die Nacht hineinlas, für das praktische Leben unbrauchbar sei, und doch mußte er daran denken, sich in ihm einen Gehilfen zu erziehen. Hebbel hat dann in der That mit seinem Vater als Handlanger auf den Bau müssen, sich aber dort so ungeschickt erwiesen, daß mehr Kalk an seine Kleider als an die Mauersteine kam. Großend ließ ihn der Alte darauf zu Hause, die Mutter schmiedete Pläne, was Friedrich wohl werden könnte; einstweilen verdiente er einige Schillinge mit Botenlaufen. Aussichten zeigten sich keine. Da erkrankte der Vater schwer. „Als mein Vater am Sonnabend, abends um 6 Uhr den 11. November 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor noch geärgert hatte, im Sterben lag, da fleht' ich krampfhaft: nur noch acht Tage, Gott; es war, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kann's nur mit dem konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm, der in irgend einem ungeheuren Fall Hilfe und Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, abends um 6 Uhr, starb er.“ Es war, so schrecklich das klingt, die Erlösung des Jünglings von dem Druck seiner Jugend, dem sonst vielleicht noch mehrere Jahre anheim gefallen wären. Die Not, in der die Familie zurückblieb, war freilich groß: der Sarg des armen Mannes, der seines Lebens nicht froh geworden war, mußte mit dem Kartoffelvorrat bezahlt werden, der der Familie über den Winter hatte helfen sollen. Doch kam für Friedrich jetzt die Entscheidung; sein Lehrer Dethleffen namentlich vermittelte, daß der Bierzehnjährige bei dem Kirchspielvogt von Wessalburen, Mohr, als Schreiber eintrat. Definitiv wird das wohl erst nach seiner Konfirmation, die nach holsteinischer Sitte mit dem vollendeten fünfzehnten Jahre erfolgt, also zu Ostern 1828 geschehen sein.

2.

In der Kirchspielvogtei zu Wesselsburen, die noch heute, ein langgestreckter, gegen die übrigen Häuser vornehm abstechender Bau, an der Österstraße des Ortes liegt, ist der Dichter Friedrich Hebbel geworden. Acht lange Jahre hat er da verbracht, die Jahre, die man die schönsten des Lebens nennt, die andere begabte Jünglinge auf Schule und Universität an den „Brüsten“ der Wissenschaft, in froher Jugendlust durchleben; für den Sohn des armen Maurers sind es schwere Jahre gewesen, je länger, desto mehr, aber niemals ist auch glänzender dokumentiert worden, daß sich die geniale Begabung unter den engsten und traurigsten Verhältnissen zu entwickeln, durchzuringen vermag, ob es gleich dann ohne schwere Wunden nicht abgeht, die nie oder doch sehr spät heilen. Zunächst war die Aufnahme in die Kirchspielvogtei selbstverständlich eine Verbesserung der Lage Hebbels: Er erhielt zum erstenmal eine Mütze und einen Rock, abgelegte Kleidungsstücke des Herrn Kirchspielvogts, und schritt damit bald gravitatisch, im Vollbewußtsein seiner neuen Würde durch den Ort, er empfing die Kost am Gefindetische der Kirchspielvogtei, die sich der wesentlich aus Kartoffeln, Brot und sogenanntem Kaffee bestehenden seines Elternhauses gegenüber natürlich vorteilhaft auszeichnete. Ein eigenes Zimmer und ein eigenes Bett erhielt er nicht, sondern mußte mit dem Kutscher zusammen unter der Bodentreppe schlafen, was für seine nächtliche Leserei immerhin unbequem genug war; doch wird er zunächst nichts Unangenehmes darin gefunden haben und auch nichts Entwürdigendes: Schreiber wurden damals im ganzen ja noch als Bediente gehalten. Vorläufig war er überhaupt mehr Laufbursche als Schreiber und wurde nur zu Kopituren zugelassen. Das änderte sich freilich bald: Schon ehe er sechzehn Jahre alt war, erhielt er polizeiliche Geschäfte, beispielsweise die Ausstellung der Nachzetteln für die wandernden Handwerksburschen, übertragen und rückte dann nach und nach auch zur Aufnahme von Verhören

und Abfassung von Protokollen vor, so daß Mohr seinen bisherigen Hauptschreiber entlassen und Hebbel dessen Stellung mit einem kleinen Gehalt übergeben konnte. Ohne Zweifel hat sich der Kirchspielvogt seinen jungen Mann tüchtig gezogen, hat ihm Ordnung und Umsicht beigebracht, das Beste jedoch haben trotzdem dessen Begabung und Eifer gethan, so daß sich zwischen Herrn und Diener ein näheres menschliches Verhältniß hätte herstellen sollen. Das ist aber nicht geschehen; selbst als die ganze Amtslast der Kirchspielvogtei in der Hauptsache auf Hebbels Schultern ruhte (die Dithmarscher Beamten waren nach Klaus Groths Zeugnis dafür bekannt, daß sie ihr glänzendes Gehalt — der Wesselburner Kirchspielvogt z. B. hatte 11 000 alte Mark, gleich 13 200 Reichsmark — mit Spazierengehen verdienten), hat Mohr es nicht für nötig gehalten, seinen Schreiber vom Gefindelische wegzunehmen und ihm ein eigenes Bett anzuweisen; ja, selbst als der Rutscher am Fleckfieber erkrankte, hat das Zusammenschlafen nicht aufgehört. Über diese Dinge wird später noch zu reden sein; die ersten Jahre in der Kirchspielvogtei ist Hebbel sicherlich zufrieden und sein Herr in seinen Augen ein höheres Wesen gewesen.

Zu dieser Zufriedenheit hat auf alle Fälle am meisten beigetragen, daß Mohr Hebbel die Benutzung seiner Bibliothek erlaubt hatte, sein größtes, vielleicht einziges Verdienst um den Dichter. Wie die Dinge in Wesselburen lagen, war der Jüngling auf Autodidaxie angewiesen, er mußte sich selber helfen, und er konnte es wie jedes bedeutendere dichterische Talent; denn eben der Besitz eines solchen verleiht a priori die instinktiv richtige Empfindung für die Aufnahme des jederzeit Gemäßen und die wunderbare Sicherheit im Wandeln der eingeschlagenen Bahn. Damit soll nicht gesagt sein, daß es Hebbels Entwicklung weniger vorteilhaft gewesen wäre, wenn sich einer der Pastoren des Ortes seiner angenommen und ihm lateinische und griechische Privatstunden gegeben hätte, oder wenn Mohr es hätte über sich gewinnen können, den

brauchbaren Schreiber für einige Jahre auf die benachbarte Meisdorfer Gelehrtenschule zu senden, was er ohne tieferen Eingriff in den eigenen Geldbeutel, bloß durch seinen Einfluß leicht durchgesetzt hätte. Absolut notwendig aber ist die Schule die Gymnasialbildung dem wahrhaften dichterischen Talente nicht, es braucht nur die nötigen Bücher, und es findet schon seinen Weg, ohne daß ihm darum später die Schwächen des Autodidaktentums anfleben; denn bei ihm korrigiert eben das Leben, auf das es ja vor allem angewiesen ist. Unzureichlich Bücher fand Hebbel nun zwar bei Mohr und überhaupt in dem damaligen Wesselsburen nicht, aber auch das hatte seinen Vorteil, da er sich so mit dem Vorhandenen gründlicher befaß, sich in jedes Buch wahrhaft einleben mußte. Vor allem haben Hebbel natürlich die Dichter angezogen, und er hat Klopstock, Lessing, Wieland, vor allem aber Schiller kennen gelernt. Für Goethe war er noch zu jung, doch hat er wohl den „Werther“ und sicher den „Faust“ gelesen, diesen freilich unter Umständen, die ein tieferes Eindringen in die Weltichtung ausschlossen: der einzige „Faust“, der in Wesselsburen existierte, war im Besitz des Hauptpastors Meyn und wurde diesem, während er verreist war, ausgeführt; Hebbel erhielt ihn von einem Freunde unter der Bedingung, diesen, der sehr schüchtern war, zu seinem Liebchen zu begleiten und mußte drei Stunden mit dem Buche in der Tasche ausharren, ehe er an die nächtliche Lektüre kam. Ob er Shakespeare schon in Wesselsburen gekannt, läßt sein Biograph Ruh zweifelhaft, doch weiß ich bestimmt, daß er den „Julius Cäsar“ gelesen und mit Anmerkungen versehen hat; das Buch ist später in der Wesselsburner Kirchspielsvogtei gefunden worden. Von (damals) neueren Dichtern sind ihm Heinrich von Kleist, vor allem dessen „Rätschen“, und E. T. A. Hoffmann nahe getreten. Über die neueste Litteratur wird er durch die belletristischen Zeitschriften jener Tage, vor allem die Hamburger, die in einigen Exemplaren doch auch nach Wesselsburen gelangten, orientiert worden sein; sicher ist jedenfalls, daß er Uhland und Heine so kennen ge-

ernt hat. Natürlich las Hebbel nicht bloß Dichter, sondern auch alle allgemeinwissenschaftlichen Werke, deren er habhaft werden konnte, besonders historische. An Napoleonlitteratur . B., die damals aktuell war, wird ihm schon in Wesselsburen manches in die Hände geraten sein. Es sind, wie schon gesagt, acht Jahre, während deren sich der Entwicklungsgang Hebbels abspielt; über seine einzelnen Stadien werden wir niemals etwas Genaueres wissen.

Klarer liegt die eigentlich poetische Entwicklung vor uns; da haben wir Selbstgeständnisse des Dichters und hinreichend hinterlassene Jugendprodukte. Sehr wichtig ist die folgende Stelle aus den Tagebüchern: „Bis in mein vierzehntes Jahr habe ich, obwohl ich Verse machte, keine Ahnung gehabt, daß ich für die Poesie bestimmt sein könne. Sie stand mir bis dahin als ein Ungeheures vor der Seele, und eher würde ich es meinen körperlichen Kräften zugemutet haben, eine Alp zu erklimmen als meinen geistigen, mit einem Dichter zu wett-eifern, obwohl mich beides reizte. Ich stand in einem Ver-hältnis zur Poesie wie zu einem Gott, von dem ich wußte, daß ich ihn in mich aufnehmen, aber ihn nicht erreichen könne. Deutlich erinnere ich mich übrigens noch der Stunde, in wel-cher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte, meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuche den Abend-segen vorlesen (das war nach Ruh in der Zeit, als der kleine Hebbel eben lesen gelernt hatte), der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers:

„Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelsaal.“

vorkommt. („Nun ruhen alle Wälder“). Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie

erwachte wenigstens aus einem Schlaf.“ Vom vierzehnten Jahre an also werden die dichterischen Versuche Hebbels häufiger geworden sein, und er war eben sechzehn Jahre alt, da suchte und fand er auch mit ihnen den Weg in die Öffentlichkeit. In der zu Friedrichstadt erscheinenden Zeitung „Der Dittmarser und Eiderstedter Bote,“ in der 25. Reihe von 18. Juni des Jahres 1829 ist das erste Gedicht von ihm gedruckt erschienen, „Sehnsucht! an L.,“ unterzeichnet: Wessleben, C. F. Hebbel. Schon am 2. Juli erfolgte ein zweites „Rains Klage,“ und so geht es dann weiter die Jahrgänge 1830, 1831 und 1832 hindurch. Auch Epigramme, „Flocken“ betitelt, finden sich hier, dann „Solion, ein Nachtgemälde“ in Prosa und „der Vaternord, ein dramatisches Nachtgemälde.“*) In der Auswahl von Hermann Krumm trifft man die Jugendgedichte Hebbels in den meisten neueren Ausgaben seiner Werke. Sie zeigen, daß er sich der äußeren Form rasch bemächtigt hat, stehen aber sonst unter dem Einflusse Schillers und Klopstocks, die „Flocken“ unter dem Lessings, der „Solion“ unter dem C. F. A. Hoffmanns. Wenn man in den späteren dieser Gedichte auch direkte oder indirekte Einflüsse des „Faust“ und des Schellingschen romantischen Naturpantheismus hat entdecken wollen, so vergißt man doch wohl, daß Dichter, auch junge, zuweilen selbständige Gedanken haben; der Hebbel, der wenige Jahre später, ohne von Kant eine Ahnung zu haben, darauf verfiel, daß Raum und Zeit etwas anderes als die übrigen Begriffe seien, konnte recht wohl auch ohne Überlieferung Schellingsche Gedanken entwickeln, zumal in dichterischer Vorstellung und mit dichterischem Empfindungsgehalt. Epochenmachend wurde für den jungen Dichter dann die Bekanntschaft mit Uhland.

Allmählich hatte Hebbel nun die Knabenschuhe vollständig abgestreift, hatte sich als Kirchspielvogtschreiber eine sociale

*) Über die Veröffentlichung der Jugendprodukte Hebbels orientiert sehr genau der Aufsatz von Dr. Alfred Neumann „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit,“ Programm des Gittauer Realgymnasiums, Ostern 1899.

Stellung, als „gedruckter Poet“ einen bestimmten Ruf erworben, der ihm freilich manches Schütteln des Kopfes, ja Hohn und Spott, aber doch auch die erhöhte Aufmerksamkeit seiner Ortsgenossen eingebracht haben wird. So trat er jetzt in das eigentliche Leben, in den geselligen Verkehr des Fleckens ein, Freundschaft und Liebe, die getreuen Begleiterinnen des Jünglings, kamen auch zu ihm. Man darf sich das gesellige Leben der kleinen schleswig-holsteinischen Orte jener Zeit ja nicht als öde und langweilig vorstellen, im Gegenteil, es war, da es noch auf gesundem Volksuntergrunde ruhte, lebhaft und reizvoll, und vor allem die Jugend kam voll zu ihrem Recht. Der jetzt unvermeidliche Wirtshausbesuch der männlichen Jugend war damals noch nicht Mode, man hielt Privatzusammenkünfte, „Börzen,“ auch „Wasserbörzen“ genannt; da verkehrte Alt und Jung, Männlein und Weiblein durcheinander, selten fehlte es an anregendem Gespräch, das auch ernstere Themata berührte, und das Volkslied hat da seine letzte natürliche Zufluchtsstätte gehabt. War die Jugend mehr unter sich, so blieben selbstverständlich Pfänderspiel und Tanz auch nicht aus. Hebbel und seine Freunde hatten ihre Börse bei einem Holzhändler Paul Elvers, dessen Tochter Wiebke Hebbels „Dame“ war, häufig verkehrten sie auch bei dem Kaufmann Wiese, der Hebbels Pate war, und die Intimeren des Kreises beim Kirchspielschreiber Voss, zu dessen Familie Hebbel in den zartesten Beziehungen stand; denn des Kirchspielschreibers Tochter Emilie hatte der junge Dichter von seinem vierten Jahre an leidenschaftlich geliebt, bis später die frühverstorbene Doris Voss an die Stelle ihrer Schwester trat. Auf diese beiden und ein anderes junges Mädchen, Gretchen Carstens, das Hebbel von fern verehrt hatte, beziehen sich die innigen Gedichte des erotischen Cyclus „Ein frühes Liebesleben,“ die zum Teil noch in Wesselsburen entstanden sind. Unter Hebbels Freunden ist zuerst Barbed zu nennen, Schreiber wie er, mit dem er schon als Kind gespielt hatte, dann C. F. Mundt, später ein angesehenener Wesselsburner Bürger, mit dem er sich weniger gut

vertragen zu haben scheint, ferner G. Wacker, später Lehrer und Organist in Rokenbüll, Th. Hedde, später Postmeister in Glückstadt, endlich die Provoren der Wessellburner Apotheke, Franz Hahn und später Schacht, der Hebbels Lehrmeister im Lateinischen war. Es waren alles nicht ungebildete, strebsame junge Leute, wie denn überhaupt der Schreiberstand in Dithmarschen in jenen Tagen, wo man noch nicht über den Abfall der Gymnasien und die Militäranwärter verfügte, relativ hoch stand, die meisten begabten jungen Leute aus dem eigentlichen Volke an sich zog. Hebbel war das anerkannte Haupt seines Kreises, an Schlagfertigkeit und tieferem Verständnis geistiger Dinge seinen Genossen überlegen, auch bei aller Gutmütigkeit geneigt, sie diese Überlegenheit fühlen zu lassen, ein Freund des Scherzes und der Satire, zu allen möglichen Eulenspiegeleien aufgelegt. Kraft entwickelt ja immer Selbstgefühl, und je mehr dies auf der einen Seite auf Widerstand stößt, um so mehr wird es nach der anderen den Ausweg suchen. Aber alle Freunde Hebbels haben ihm ein gutes Gedächtnis bewahrt, alle reden von der „genialen Erscheinung,“ die er schon in der Jugend gewesen sei. Es ist auch nachweisbar, daß er auf das geistige Leben seines Heimortes einen günstigen Einfluß geübt hat: der Verkehr ist ungezwungener und gesitteter geworden; er hat Leseabende eingerichtet, in denen er namentlich Schiller zur Wirkung brachte; er hat im Winter von 1831 auf 1832 Wessellburen sogar ein Theater geschaffen, auf dem er herumziehende Schauspieler mit einheimischen Liebhabern zusammen spielen ließ, meist Körnersche und Kotzebuesche Stücke. Das Theater nahm ein tragikomisches Ende, und Hebbel hat da wohl gemerkt, daß sein Heimort zu klein für ihn sei. Liebe und Haß hat er auch auf seinem Boden schon gefunden, und wie seine Freunde sein Bild als das eines hochbegabten Menschen und treuen Kameraden treu in ihrer Seele bewahrten, so haben auch die nicht gefehlt, die es verzerrt als das eines anspruchsvollen Sonderlings auf die Wessellburner Nachwelt zu bringen versucht haben.

Er war nun achtzehn, neunzehn Jahre alt geworden und von der Selbstzufriedenheit, mit der ihn seine Schreibertstellung zuerst erfüllt, war längst keine Spur mehr. Seine Stellung in der Kirchspielvogtei hatte sich nicht verändert, noch immer aß er am Gesindetisch, noch immer schlief er beim Kutscher, aber er empfand das nun als entwürdigend; denn er war sich sowohl seiner Begabung wie der erreichten Bildungsstufe bewußt geworden und hatte, so hoch er seinen wackern Schlafgenossen als Menschen auch schätzte, doch eine Ahnung davon, daß er auf andere Gesellschaft Anspruch machen könne, ja müsse, wenn er sich der Formen, deren man unter gebildeten Menschen bedarf, überhaupt noch bemächtigen sollte. Mohr seinerseits sah in Hebbel immer noch den armen Maurerssohn, der Gott und ihm auf den Knien zu danken habe, daß er's so weit gebracht, er hütete sich wohl, Hebbels ungewöhnliche Begabung und Bildung anzuerkennen, obwohl er sie sehr gut erkannte, er begnügte sich, seinen Schreiber auszunutzen, und damit gut. Der unbegrenzte Hochmut des Honoratioventums hatte in ihm einen ausgezeichneten Vertreter. Kein Wunder, daß Hebbel, da ihm die Gegenwart nicht mehr genügen konnte und es eine Zukunft in Dithmarschen für ihn nicht gab, seinen Blick nach auswärts wandte und zum Teil sehr abenteuerliche Pläne spann. So gedachte er Schauspieler zu werden und stellte sich in der That dem berühmten Direktor des Hamburger Stadttheaters Karl Lebrun vor; der riet ihm aber ab und sicherlich mit Recht: Hebbel hatte nicht eine einzige Eigenschaft, die ihn zum Schauspieler befähigte, und am allerwenigsten die Natur dazu. Das Schreiberdasein setzte sich also fort, noch drei Jahre lang, und diese drei Jahre sind vielleicht die schwersten in Hebbels schwerem Leben gewesen; denn sie waren die hoffnungslosesten. Man sagt ja allerdings, jede erfüllte Pflicht trage die Befriedigung in sich, aber man wird doch schwerlich behaupten wollen, daß Alten schreiben für einen werdenden Dichter der angemessene Beruf sei, und daß der Einblick, den man auf einem Gericht in die Nachtseiten der mensch-

lichen Natur erhält, sich der dichterischen Lebenserfassung günstig erweise. In Hebbels Natur lag nun schon von vornherein und durch die Schuld seiner trüben Kindheit genug Düsteres, Schweres, Bedrückendes, es lag ein zugleich leidenschaftlicher, leidender und unheimlich selbstquälerischer Zug darin, der allerdings die Ausrüstung für den künftigen Tragiker bildete, aber nicht eben der Vertiefung, eher einer mildernden Gegenwirkung bedurfte. Woher sollte diese in Weßelburen kommen? Haben doch selbst Hebbels Freunde sein tiefstes Wesen nicht verstanden. So konzentrierte sich Hebbels Sehnsucht auf die Welt da draußen, die weite Welt im Gegensatz zu der engen Weßelburens, er wünschte vor allem zum Studium zu gelangen, so sehr er auch zweifeln mußte, daß er die dazu nötigen Vorkenntnisse noch nachholen könnte. Aber einstweilen zeigte sich nirgends eine Aussicht.

Trotz seiner traurigen Lage, trotz der heftig einsetzenden inneren Kämpfe hat Friedrich Hebbel aber dennoch in den drei letzten Weßelburner Jahren seine dichterische Reife erlangt und ist auch der ausgeprägte Charakter geworden, der dann stark genug war, den Kampf mit der Welt aufzunehmen. Die für sein dichterisches Schaffen entscheidende Bekanntschaft machte er in Umland: „Ich las von ihm in einem Odeum ein Gedicht: ‚Des Sängers Fluch,‘ und war jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte. Ich hatte mich bisher bei meinem Nachleiern Schillers sehr wohl befunden und dem Philosophen manchen Zweifel, dem Ästhetiker manche Schönheitsregel abgelauscht, um Seitenstücke zum Ideal und das Leben und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern; von Goethe war mir nur wenig zu Gesicht gekommen, und ich hatte ihn um so mehr etwas geringschätzig behandelt, weil sein Feuer gewissermaßen ein unterirdisches ist und weil ich überhaupt glaubte, daß zwischen

ihm und Schiller ein Verhältnis wie etwa zwischen Mohammed und Christus bestehe; daß sie fast gar nicht miteinander verwandt seien, konnte mir nicht einfallen. Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion — wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — alles, selbst das Wunderbare und das Mystische auf das Einfachmenschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war. Dieses reine, harmonische Glottenspiel erfreute mich so lange, bis ich es zu seinem Ursprung zu verfolgen und mir über den Eindruck, den er auf mich hergebracht, Rechenschaft zu geben suchte; und nicht, ohne der Verzweiflung, ja, dem Wahnsinn nahe gewesen zu sein, gewann ich das erste Resultat, daß der Dichter nicht in die Natur hinein-, sondern aus ihr herausdichten müsse. Wie weit ich nun noch von Erfassung des ersten und einzigen Kunstgesetzes, daß sie nämlich an der singulären Erscheinung das Unendliche veranschaulichen solle, entfernt war, läßt sich nicht berechnen. Ich bedauere, daß die Führung eines Tagebuchs, die ich mir vorgenommen, damals unterblieb; aber, ich mochte nicht wühlen in meinen Wunden und erinnere wenig mehr über jene Periode, als daß ich einen sehr langen und sehr finsternen Weg zurückgelegt und das Ziel früher erreicht als erkannt habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet taucht den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen.“ Daß Hebbel sein Ziel erreicht, beweisen die in die „Gedichte“ aufgenommenen Pro-

druckte der letzten Wesselsburner Jahre: „Das Kind“ (1834), „Die Jungfrau“ (1833), „Nachruf“ (1834), „Süße Täuschung“ (1834), „Nachts“ (1834), „Auf ein altes Mädchen“ (1835), „Proteus“ (1834), „Morgen und Abend“ (1834), „Das alte Haus“ (1834).

Es ist leicht verständlich, daß Hebbel, nachdem Uhland ihm so viel geworden, sich jetzt an ihn wandte, um vielleicht durch seine Vermittlung aus Wesselsburen fortzukommen. Hebbels Brief ist verloren gegangen, aber aus Uhlands Antwortschreiben ersieht man, daß der junge Wesselsburner um irgend eine Anstellung in Stuttgart angefragt, die ihm die weitere Ausbildung ermögliche, ohne dabei ein allzutrübes Licht auf seine Wesselsburner Lage zu werfen. Uhland konnte ihm nicht helfen und ermahnte ihn auszuharren. Ebenso ergebnislos verlief eine Anfrage bei Dehlenschläger, dem dänischen Dichter, dessen „Mitunterthan“ Hebbel ja war. Erst Mitte des Jahres 1834 zeigte sich endlich eine bestimmte Aussicht. Seit dem Jahre 1832 war Hebbel Mitarbeiter der „Neuen Pariser Modeblätter“, die die Schriftstellerin Amalie Schoppe geb. Weise (geboren am 9. Oktober 1791 zu Burg auf Fehmarn, gestorben am 25. September 1858 zu Albany im Staate New York) in Hamburg herausgab. Es sind zahlreiche Gedichte Hebbels und seine ersten Novellen „Der Maler“ und „Die Räuberbraut“ in diesen Modeblättern erschienen. Die Schoppe, eine sehr wohlwollende Dame, hatte sich von Anfang der Mitarbeiterschaft an eifrig für Hebbel bemüht, unter anderem wollte sie ihn einmal in einem Lotteriegeschäft mit Papierhandlung unterbringen. Jetzt hatte sie sich entschlossen, Unterstützungen und Freitische für Hebbel zu erwerben, damit er sich in Hamburg auf die Universität, zum Rechtsstudium vorbereite, und führte ihren Plan auch durch. Es fanden sich Gönner für den jungen Dichter — der Kirchspielvogt Mohr, der auch ersucht wurde, lehnte bezeichnenderweise jede Unterstützung ab — und seine Übersiedlung nach der Hansestadt wurde für den Anfang des Jahres 1835 in Aussicht genommen. Zunächst hat er sich

Amalie Schoppé vorgestellt und Quartier gemacht in Hamburg, dann, um den 1. März herum, hat er Wesselsburen definitiv verlassen, von den Freunden bis nach Heide geleitet. Nur noch einmal hat er seinen Heimatort und die Mutter wieder-gesehen, ein Jahr später, ehe er nach Heidelberg ging, und dort noch einige glückliche Tage verlebt. Beim Scheiden meinte er, daß „all die schmutzigen Steige und Gräben nur da seien, um ihn festzuhalten an die teure Muttererde. Wahrlich,“ ruft er aus, „wenn ich, anstatt erst mit dem Leben zu ringen und zu kämpfen, schon seine Früchte pflücken sollte, so würde ich dies nirgends als in meinem Vaterlande thun.“ Die Heimat hatte ihm wenig, bitterwenig gegeben, und die düstern Wolkenschatten, die seine Jugend verfinstert, ruhten noch auf ihm, aber er wußte recht wohl, daß er ein echter Dithmarscher und im Guten und Bösen, im Großen und Kleinen das Erbteil seines Stammes in sich trage.

3.

Bald nach seiner Ankunft in Hamburg, am 23. März 1835 hat Hebbel sein Tagebuch, „Reflexionen über Welt, Leben und Bücher, hauptsächlich aber über mich selbst nach Art eines Tagebuchs,“ wie er es betitelte, zu schreiben begonnen. Der Eingang: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde“ beweist das bereits stark entwickelte Selbstbewußtsein des jungen Dichters, schon die Eintragungen aus den Jahren 1835 und 1836 thun aber auch die Be-rechtigung dieses Selbstbewußtseins dar. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die ästhetische Bildung, die Hebbel schon damals besaß, selbst unter den berühmten Dichtern jener Zeit nicht allzu häufig war, und daß der Ernst, mit dem er an metaphysische, psychologische und physische Fragen herantrat, unter seinen Altersgenossen schwerlich seinesgleichen fand.

Hamburg, für alle Niederjachsen und zumal die Schleswig-Holsteiner die Hauptstadt, bot dem Wesselnburger Kinde das große und bewegte Leben, dessen auch die einsame Natur bedarf, um zum Gefühl des Schwimmens in einem mächtigen, fortreißenden Elemente und damit der Zugehörigkeit zur großen Welt zu kommen. Es war noch das alte malerische Hamburg vor dem Brande — wie gut Hebbel dem Hamburger *genius loci* auf die Spur gekommen, beweist sein Epos „Mutter und Kind.“ Amalie Schoppe hatte ihm eine Wohnung am Stadtdeich, einer der Straßen der inneren Stadt, bei einer Mannsoll Lensing besorgt, bei Elise Lensing, deren Schicksal mit dem Hebbels dann so eng verwachsen sollte, aber schon nach sechs Wochen veranlaßte sie ihn auszuziehen, da allerlei Klatsch über das Fräulein ging. Völlig klar sind auch uns die Verhältnisse, in denen Elise Lensing lebte, nicht. Hebbel erkannte bald die Güte und Herzensreinheit des Mädchens, das zehn Jahre älter war als er, und blieb mit ihm in Verkehr. Eine, wie es scheint, anfangs fast leidenschaftliche Freundschaft verband ihn mit Leopold Alberti, den er, da dieser aus dem benachbarten Friedrichstadt stammte, schon von Wesselnburen aus kennen gelernt hatte. Auch Alberti dichtete und mußte Hebbel durch seine großen Pläne zu imponieren. Nach Hamburg kam er nur auf der Durchreise, da er sich von einem Hildesheimer Jesuiten für die katholische Kirche hatte einfangen lassen (wenn diese ganze Geschichte nicht überhaupt Schwindel war); Hebbel hielt ihn zurück und nahm ihn in sein Zimmer auf. Er sollte es sehr bald bereuen.

Der eigentliche Zweck des Hamburger Aufenthalts Hebbels, die Vorbereitung auf die Universität wurde nicht zum besten gefördert. Hebbel erhielt Lateinstunden von dem Primaner Gravenhorst, der ein guter Gesell, aber der geeignete Lehrer für den zweiundzwanzigjährigen Autodidakten sicher nicht war. Hätte ein reifer Mann versucht, Hebbel sofort in einen leichten lateinischen Autor einzuführen und das Grammatische u. s. w. von einem übersichtlicheren Standpunkte zu überliefern, der

Erfolg wäre wahrscheinlich nicht ausgeblieben. Aber wie ein Sextaner auswendig zu lernen war Hebbel in seinen Jahren nicht mehr möglich, und so kam es denn zu so drolligen Scenen; wie, daß er, auf der Lombardbrücke stehend, fluchte: „Gott verdamme mich, wär' ich doch nie nach Hamburg gekommen,“ nur weil er ille illa illud durchaus nicht behalten konnte. Ernst war es ihm gewiß, was schon daraus hervorgeht, daß er, als Alberti an den Stunden teilnahm, die Anordnung einführte, wer spreche, statt zu arbeiten, solle einen Strasshilling zahlen; trotzdem wurden die Lateinstunden nach und nach zu ästhetischen Diskutierstunden, in denen Hebbel der Gebende und die anderen die Empfangenden waren. — Außer mit Grabenhorst kam Hebbel auch öfter mit dem Primaner Rendtorf zusammen; von beiden ist er wohl in die „Wissenschaftliche Vereinigung von 1817“ eingeführt worden, einen Verein junger Leute, in dem selbstverfaßte wissenschaftliche Aufsätze vorgelesen und recensiert wurden. Hebbel hat hier einen Aufsatz „Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist“ vorgetragen, in dem er, wahrscheinlich zum Entsetzen seiner jugendlichen Körner-begeisterten Zuhörer, die lyrische und dramatische Dichtung des Heldenjünglings unbarmherzig zerpflichte, während er Kleist als den großen Dichter und echten Deutschen hinstellte. Es finden sich nach den von Ruh mitgetheilten Proben außerordentlich feine, noch heute gültige ästhetische Bemerkungen in dieser Arbeit, so daß es sehr zu bedauern ist, daß sie immer noch nicht gedruckt vorliegt. Für Hebbels Charakter wie Schicksal ist dies erste Hervortreten mit einer Arbeit, in der er durchaus gegen den Strom schwamm und seiner Zeit weit voraus war, höchst bezeichnend. Jetzt war übrigens auch die Zeit gekommen, wo er Goethe näher trat. Außerdem hat er sich mit Byron beschäftigt. Bei der Schoppe fand er eines Tages das Nibelungenlied und las es mit dem tiefsten Eindrucke. Seine eigene lyrische Produktion stockte in Hamburg nicht und zeitigte einige ihrer schönsten Blüten wie „Das Fest in der Geburtsnacht.“ Auch entstand

die Erzählung „Barbier Zitterlein,“ die 1836 in der „Mitternachtzeitung“ gedruckt wurde.

Unzweifelhaft war die Übersiedelung nach Hamburg für Hebbel zunächst eine Erlösung gewesen, aber gründliche Hilfe hatte sie doch keineswegs gebracht, und bald zeigten sich denn auch die Unzuträglichkeiten der neuen Lage. Eine Freitischexistenz kann einem Sechzehnjährigen zum Segen gereichen, wenn sie ihn mit wohlwollenden und gebildeten Menschen zusammenbringt; einem reifen zweiundzwanzigjährigen Menschen wird sie immer als eine Erniedrigung erscheinen, und Hebbel hat denn auch bekannt, daß jeder Gang zu Tisch für ihn eine Hinrichtung seines inneren Menschen bedeutet habe. Verständnis fand er nirgends, ja, der Pastor Schmalz in Altona, der die einlaufenden Gelder für ihn verwaltete, behandelte ihn hochmütig von oben herab, fast als mauvais sujet. Unglücklicherweise wurde auch noch sein Verhältnis zu Amalie Schoppe verdorben, und zwar durch Verleumdungen Leopold Albertis, mit dem Hebbel nicht nur sein Zimmer, sondern auch Geld und Brot geteilt hatte. Über die Motive Albertis sind wir nicht vollständig unterrichtet; möglicherweise hatte es ihn gereizt, daß Hebbel, nachdem ihm Alberti das eigene Zimmer zur Hölle gemacht, die Stubengenossenschaft aufgehoben hatte, dann sah er sich wohl auch in seiner geistigen Hohlheit, wenn auch noch nicht in seiner Niedertracht von dem Jugendgenossen erkannt, und endlich mag der Neid auf die größere Begabung Hebbels mitgewirkt haben. Die Schoppe war leider völlig kritiklos, hatte keine Ahnung weder von Hebbels eigentlichem Wesen noch von der besonderen Art seines Talents und schenkte den Verleumdungen Albertis, die dieser nicht etwa direkt, sondern durch den charakterlosen Janinski oder Zahnenz, den Typus des Belletristen jener Zeit (geboren 1805 zu Hamburg als Sohn eines polnischen Emigranten, gestorben 1876 zu New York) an sie gelangen ließ, Glauben. Sokehrten bei Hebbel die alten düsteren Wesselsburner Stimmungen wieder, er entschloß sich nun aber, nach Heidelberg auf die Universität

zu gehen, mit Rendtorf und Gravenhorst, die ihm zurieten. Seine Gönner, die von dem Mißerfolg seiner Vorbereitungsstudien gehört haben mochten, waren mit diesem Entschluß wenig zufrieden, der Doktor Kraft vom Hamburger Johanneum, an den sich Hebbel wegen eines Zeugnisses wandte, lehnte die Ausstellung eines solchen, natürlich mit Recht, ab, Hebbel aber blieb fest, ließ sich von Pastor Schmalz die Summe von 230 Mark auszahlen, über die er noch zu verfügen hatte, und ging nach Wesselsburen, um von der Mutter Abschied zu nehmen. Alberti begleitete ihn noch auf dieser Reise, nach der Rückkehr Hebbels nach Hamburg aber kamen seine Umtriebe an den Tag, und Amalie Schoppe, die schon erklärt hatte, daß sie an des Dichters ferneren Schicksalen keinen Anteil mehr nehmen wollte, mußte nun eingestehen, daß sie getäuscht worden sei. Leopold Alberti wagte niemandem von diesem Kreise wieder vor Augen zu treten und ging 1846 nach Amerika, wo er Geistlicher wurde. Er hat 1865 ein Gedicht „Palingenesie der Hölle“ herausgegeben, und aus seinem Nachlasse — er starb 1892 bei Oldesloe in Holstein — sind mit denen seines Bruders Eduard Alberti seine Gedichte („Gedichte zweier Brüder,“ Garding 1898), veröffentlicht worden, die zum Teil an die Jugendgedichte Hebbels anklängen, wie denn auch beiden das Gedicht „Nächtliches Echo“ gemeinschaftlich ist. — Einzig und allein das innige Verhältnis zu Elise Lensing ist eine dauernde Frucht des ersten Hamburger Aufenthalts Hebbels geworden; die Briefe an diese seine Freundin sind fortan auch, neben dem Tagebuche, die Hauptquelle für sein äußeres und inneres Leben.

Am Sonnabend vor Ostern 1836 traf Hebbel nach acht-tägiger Reise über Bergedorf, Alzen, Gishorn, Braunschweig, Göttingen, Kassel, Frankfurt in Heidelberg ein und bezog eine trotz ihrer Billigkeit gut ausgestattete Wohnung in der Untergasse. Immatrikuliert wurde er, wie vorauszusehen, nicht, begann aber trotzdem das juristische Studium, indem er bei Thibaut römisches Recht und bei einem Privatdocenten Dr. Guhet

juristische Encyclopädie belegte. Bei Mittermaier hospitierte er gelegentlich. Ein wirkliches Interesse gewann er für die Rechtswissenschaft nicht, das Kolleg bei Guhet, das äußerst dürftig war, gab er bald auf, während ihn bei Thibaut wenigstens die Beispiele fesselten. Daß er bei seinem Alter und bei seinen beschränkten Mitteln an dem eigentlichen Burschenleben nicht teilnahm, versteht sich von selbst, doch besuchte er gelegentlich die Kneipe, hielt die Freundschaft mit Grabenhorst und Mendtorf aufrecht und gewann einen neuen Freund in Emil Rousseau, dem Sohn eines Ansbacher Oberappellationsrates. Sein dichterisches Hauptstudium bildete noch immer Goethe, aber auch zu Börne, dem liberalen Hauptschriftsteller der Zeit, und zu Jean Paul gewann er nun ein Verhältnis. Besonders wichtig wurde sein Heidelberger Aufenthalt, während dessen er auch kleine Ausflüge nach Schwetzingen und Speier unternahm, dadurch, daß er jetzt der Natur näher trat. Zwar sich völlig an sie hinzugeben, sich an sie zu verlieren, lag nicht in Hebbels nordischer, ausgeprägt männlicher Art, aber doch konnte er jetzt sagen, daß er ihr um tausend Schritt näher gekommen, sie zum erstenmal — sonst sei sie ihm weniger Wein als Becher gewesen — genossen, und daß sie ihm manches vertraut habe. Sein Tagebuch bringt denn aus dieser Zeit mancherlei ausgeführte Naturbilder, allerdings auch die charakteristische Bemerkung: „Im allgemeinen ist die Heidelberger Gegend, dem letzten Punkt des Begriffes nach, trist, wenigstens für mich, denn statt der himmelaufstrebenden Berge, die früher die Phantasie aufstürmte, drängte sie mir Zwerge entgegen. Eine Ebene, selbst die dithmarsische, hat etwas Unendliches.“ Hebbels Geist ging immer auf die Totalität, selbst auf die Gefahr hin, daß der Genuß des Einzelnen dadurch verdorben wurde, und zuletzt zog ihn doch nur das Grandiose an. — Wie zur Natur, kam er in Heidelberg zum erstenmal auch zur bildenden Kunst in Beziehung, er sah dort die erste Gemäldegalerie.

So sparsam er lebte — er hat während des ganzen Heidel-

berger Semesters nur 120 Mark gebraucht, — hatte er doch bald Sorgen, ja, die alten verzweifeltsten Stimmungen kehrten wieder. „All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein“ lautet ein Wort aus diesen Tagen. Daß es mit der Juristerei nicht gehen würde, sah er bald ein, und ein Gespräch mit dem vernünftigen Thibaut, der wohl erkannte, daß etwas anderes in Hebbel steckte, als ein Jurist, brachte ihn zu dem Entschluß, sie aufzugeben. Aber was nun? Hebbels Phryx ward — wie es Gedichte wie die in Heidelberg entstandenen „Nachtlied“ und „Großmutter“ beweisen — immer reifer, feiner und mächtiger, es entstand auch die erste Erzählung, die ihn selbst befriedigte, ihm Respekt vor seinem „dramatisch-episch in Erzählungen sich ergießenden Talent“ einflößte, die „Anna,“ ein knappes, energisches Stück in der Art Kleists, aber ließ sich darauf eine litterarische Existenz erbauen? Der Dichter selber glaubte es nicht, doch versuchte er sein Heil, trug sich dem Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Stände,“ das damals Hermann Hauff redigierte, und das bereits vier von Hamburg aus übersandte Gedichte von ihm gebracht hatte, als regelmäßigen Mitarbeiter, dem Buchhändler Engelmann ein Bändchen Erzählungen zum Verlag an und schrieb an Uhland über die Veröffentlichung seiner Gedichte. Alles war zunächst vergeblich. Da dachte er nach Kiel zu gehen, wo er billiger leben könne und Elise näher sei, aber die Nähe Hamburgs schreckte ihn dann doch wieder, und er entschied sich für München. Elise stellte ihm hundert Thaler zur Verfügung; am 12. September reiste er mit Rendtorf zu Fuß von Heidelberg ab.

Diese Fußreise über Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Reutlingen und Ulm nach München, die achtzehn Tage dauerte, ist die glücklichste Zeit in Hebbels Studentenjahren gewesen. In Straßburg besah und bestieg er das Münster und stand vor der kleinen Tafel, in der Goethes Name eingehauen ist. „Ich sah ihn, wie er mit seinem Adlerrauge hineinschaute in

das reiche, herrliche Elsaß, und wie Götz von Berlichingen vor seiner Seele auftaucht und ihn um Erlösung ansieht aus langem Tod zu ewigem Leben. Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmelsüßesten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging. Mir war, als ergösse sich der Strom seines Lebens durch meine Brust, es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag.“ In Stuttgart besuchte Hebbel zuerst Hermann Hauff, der sich bereit erklärte, Korrespondenzen Hebbels aus München aufzunehmen, und dann Gustav Schwab, der ihn sehr freundlich empfing, die im Morgenblatte erschienenen Gedichte lobte und den jungen Dithmarscher auf seine heimische Geschichte verwies. Auch gab er ihm einen Empfehlungsbrief für Uhland in Tübingen. Von diesem seinem verehrten Meister erwartete Hebbel einen großen persönlichen Eindruck, fand sich aber sehr enttäuscht. „In Uhlands Wesen liegt eine Schlichtheit und Einfachheit, die — ich möchte sagen — unangenehm berührt. Wer sein Gold zu Rute hält, pflegt sich doch auf Scheidemünze zu halten, aber er führte über die unbedeutendsten Dinge die Konversation mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit. . . Ich wollte gedrückt, ja erdrückt sein, aber eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeile zurück, so mag er sehen, wie er zum Weihrauch kommt.“ Am 30. September traf Hebbel in München ein. „Unermeßlich ist's, was diese Reise mir genützt hat. Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch nie eingepflanzt werden. Das braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem Tag eine neue Welt um sich sieht; eine schönere ist gar nicht einmal nötig, schöner ist alles, was nur anders ist. Ich habe das Leben eingeatmet wie frische Luft, und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird. Jene Hypochondrie, jene Unzufriedenheit mit mir selbst, die immer in übertriebener Zufriedenheit mit der Welt wurzelte und die bittersten Früchte trug, ist gänzlich verschwunden, soweit sie nämlich verschwinden kann, ohne daß man selbst mit ver-

schwindet.“ In dieser Stimmung ging er in sein Münchener Litteratendasein (Friedrich Hebbel, jetzt nicht mehr stud. jur., sondern Litterat, unterschreibt er einen Brief an Elise) hinein; daß sie nicht vorhalten würde, wäre bei seiner Natur und seiner Lage freilich leicht vorauszusehen gewesen.

Die Stadt München gefiel ihm. „Ich wohne jetzt in einem Hause (Max-Vorstadt, Sommerstraße), welches in Hamburg für einen Palast gelten würde; aber in München giebt's nur Paläste,“ schreibt er am Beginn seines Aufenthalts nach an Elise, doch hielt seine Verehrung für München auch stand, trotzdem er dort Schweres erlebte, und noch, als er schied, meinte er: „Diese Stadt ist in Deutschland einzig und ohne gleichen; man kann in ihr leben, wie man will, wem es gefällt, der stürzt sich ins rauschende, großstädtische Treiben, und wem es nicht behagt, der zieht sich in die Einsamkeit zurück, eins ist so gut Mode und anständig wie das andere. Wenn ich mich hier nicht immer behaglich fühlte, so lag das nur an mir.“ München war damals eben in der Umwandlung begriffen, die Schöpfungen König Ludwigs I. waren im Entstehen, und vielleicht hat gerade der Übergangszustand für Hebbel Reiz gehabt. Doch hindert uns nichts anzunehmen, daß ihm nicht auch Altmünchen und das bajubarische Wesen überhaupt sehr gefallen habe; der Niedersachse erkennt im Bayern manches Verwandte. Hebbel war kurz vor dem Oktoberfest nach München gekommen und fand in der Schilderung desselben seine erste journalistische Aufgabe für das Morgenblatt. Seine Korrespondenzen, die Themata, die er in ihnen behandelte, ergeben überhaupt eine Art Rahmen für sein äußeres Leben in der Festsstadt. Nachdem er mit dem Oktoberfest in vier Nummern der Zeitung fertig geworden, schrieb er über die öffentlichen Sammlungen; wir wissen auch aus seinen Tagebüchern, daß die Glyptothek und die Pinakothek, wo er zuerst einen Raffael sah, einen starken Eindruck auf ihn gemacht und ihn zu allerlei Gedanken über bildende Kunst angeregt haben. Im Februar 1837 schreibt er dann über die

Cholera, die schon seit dem Oktober in München wüthete. „Aus zwei Gründen möcht' ich nicht gerne sterben,“ heißt es im Tagebuche. „Einmal der Mutter wegen; dann habe ich mich oft über des Lebens Ungerechtigkeit gegen mich beschwert und möchte durch einige Hervorbringungen, denen ich mich gewachsen fühle, zeigen, daß ich vielleicht angemessenere Verhältnisse verdient.“ Weiter berichtet er über den Schöfflertanz, das Fest des St. Georgenordens, den Bodskeller, den Pranger, den Schauspieler Jost, wiederholt über Kunst und das Theater, über neue Bauten im englischen Garten, 1838 über den Karnebal, über Esclair im Wallenstein, über die Zeitschrift von Philipps und Görres u. s. w. Manches aus seinen Berichten ist nicht gedruckt worden, er war ja nichts weniger als ein gewandter Korrespondent, ja, wie er selber auch recht wohl einsah, unfähig zum Berufsschriftstellertum, obwohl er sich jetzt Litterat schrieb. Im ganzen ist er denn in München auch noch Student geblieben, hat Vorlesungen gehört und vor allem durch eine ausgebreitete Lektüre die Lücken seines Wissens auszufüllen gesucht. Aber seine Aufgabe war er sich völlig klar: „Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich,“ schrieb er Amalie Schoppe, die sich ihm wieder genähert hatte, „die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixiert, durch Schrift und Wort; alles andere, ohne Unterschied habe ich aufgegeben und auch dies halt' ich nur fest, weil ich mich selbst in meinen Klagen rechtfertigen will. Was meine Studien anlangt, so werde ich mich wohl nicht weiter darüber auslassen dürfen; ich beziehe sie ausschließlich auf mich selbst, treibe sie nur privatim und ohne die geringste Rücksicht auf irgend eine Stellung im Leben, auf die ich Verzicht leiste, weil ich auf vieles andere Verzicht leisten kann. Seit Oktober vorigen Jahres beschäftigen mich Geschichte, Philosophie und plastische Kunst und solchen Müssen kann ich Opfer bringen, wie ich sie gebracht habe.“ Als der windige Janinski in einem Briefe an Hebbel meinte, alle Schulgelehrsamkeit der Welt vergrößere die poetische Mitgabe um kein

Haar, antwortete ihm Hebbel: „Das ist wahr, aber daraus folgt noch nichts, was jene Schulgelehrsamkeit verächtlich oder nur entbehrlich machte. Das Ohr verstärkt das Auge nicht, doch um das Räthsel der Welt zu verstehen, müssen wir zugleich sehen und hören können; ein Organ (und wär' es auch das vollkommenste) reicht für die Unendlichkeit nicht aus. Dazu sind Schulgelehrsamkeit und Wissenschaft so verschiedene Dinge wie Metrik und Poesie. Es giebt noch etwas, was über Wissenschaft und Kunst steht; das ist der Künstler selbst, der in sich die Menschheit in ihrer Gesamtheit und ihrem Gesamtwillen und Streben repräsentieren soll. Daraus, daß der Dichter in einer Hinsicht mehr besitzt, folgt nicht, daß er in der anderen weniger besitzen dürfe, eher das Gegentheil. . . . Goethe war eine Enchiklopädie.“

In der That können uns die Studien Hebbels durch ihre Vielseitigkeit und Gründlichkeit oder besser Angestrengtheit Bewunderung abnötigen, so regellos und unzusammenhängend sie scheinbar sind. Vorlesungen hat er in München zwar nicht viele besucht, nur die Schellings und Görres', und diese auch wohl nur, weil die beiden Männer ihn als merkwürdige Individuen interessierten, sowie einige medizinische; aber er hat eine ganze Reihe wissenschaftlicher Werke getreu seinem Grundsatz, daß man jeden bedeutenden Schriftsteller einmal lesen müsse, um so weit zu kommen, daß man ihn lesen könne, mit großer Hingabe durchgearbeitet, so den Tacitus, Gibbon, Arnolds Kirchen- und Reberhistorie, Flögels Geschichte der Hofnarren, Windelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, Goethes Windelmann, Lichtenberg, Lessing, Solger, Varnhagen, Hegels Philosophie der Geschichte (mit der Logik und Phänomenologie wurde er nicht fertig), Schellings Anthologie kleiner Aufsätze über Kunst und Geschichte. Daneben geht die Lektüre zahlreicher Dichter her, vor allem die Jean Pauls, dessen Reichtum ihn anzog, obwohl er seine Formlosigkeit bald erkannte, später die Tiecks. Aber auch Wieland, Musäus und Thümmel hat er wieder in die Hand genommen, Seume und

Benzel-Sternau kennen gelernt, die Stürmer und Dränger, besonders Lenz und Maler Müller zuerst gelesen, Schillers Briefwechsel mit Humboldt studiert, die „Agnes von Lilien,“ der Wolzogen, Rahels Briefwechsel, Bettina vorgenommen und zu Rückert, Platen und den Dichtern des Musenalmanachs einen festen Standpunkt gewonnen. Über alle diese Dichter und Werke finden wir in den Tagebüchern scharf präcisierte Urtheile, die uns heute unwiderleglich erscheinen, ferner noch solche über einzelne Werke Lessings, Goethes, Schillers, die meist tief eindringen. Von Dichtern der Weltliteratur werden Sophokles, Dante, Calderon, Rousseau und Scott erwähnt. Auch zu der damals „modernen“ Dichtung nimmt er Stellung: Grabbe, mit dem man ihn später so oft vergleichen sollte, weist er von vornherein ganz entschieden ab, in Heines neuester Dichtmanier erkennt er ein Produkt der Ohnmacht und der Lüge, auch die Opposition gegen die Jungdeutschen verrät sich schon. Wahrlich, wenn man nicht eben den strengen Maßstab Hebbels selber anlegt, so muß man sagen, er hat seine Studienjahre nicht verloren, und nur der Hochmut der Gelehrtenkaste oder die Böswilligkeit konnte in ihm später eines der „Genies,“ die nichts gelernt haben, zu erkennen glauben.

Sollten aber dennoch Lücken in seiner „Bildung“ zu erkennen sein, so würde ihn die Not, unter deren Druck er studierte, hinreichend entschuldigen. Diese hat in München ihren Höhepunkt erreicht, er hat monatlich nur etwa zwanzig Gulden gebraucht und in zweieinhalb Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht warm gegessen. Das Meiste zu seinen Unterhaltungsmitteln gab Elise Lensing her, die ihm auch einmal, als er völlig „abgerissen“ war, einen Anzug schenkte; mit seinen Korrespondenzen hat er in einem Jahre nur etwa dreißig Gulden verdient. Niemals eigentlich hat ihn in München die Furcht zu verhungern verlassen, und doch ist er wieder mit seinem traurigen Leben bei Kaffee und Brot zufrieden gewesen. Die gräßlichen Qualen, die er in München erduldet hat, und deren Darstellung den Briefwechsel mit Elise Lensing

zu dem ergreifendsten macht, den wir vielleicht von einem deutschen Dichter besitzen, kamen aus einer ganz anderen Quelle.

Hebbel ist eigentlich immer einsam gewesen. In München unterhielt er zwar ein Verhältniß mit der Tischlerstochter Josepha Schwarz, bei deren Eltern er später auch wohnte (Landwehrstraße), und vom April 1837 bis August 1838 war sein Freund Emil Rousseau dort, doch in seine tiefsten Kämpfe hat er niemanden außer Elise hineinblicken lassen — und Elise verstand sie nicht. Es giebt sozusagen metaphysische Krankheiten, die alle tiefer angelegten modernen Menschen (seit Kant) durchmachen müssen — wohl kaum einer hat tiefer darunter gelitten als Hebbel, es seien denn etwa sein Vorgänger Heinrich von Kleist und — Friedrich Nietzsche. „Du fragst, an welcher Todeskrankheit ich danieder gelegen wäre?“ schreibt er an Elise. „Liebes Kind, es giebt nur einen Tod und nur eine Todeskrankheit, und sie lassen sich nicht nennen; aber es ist die, derentwegen sich Goethes Faust dem Teufel verschrieb, die Goethe befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, die den Humor erzeugt und die Menschheit (d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlägt und in Blüte tritt) erwürgt; es ist die, die das Blut zugleich erhitzt und erstarrt; es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen, es ist mit einem Wort die Krankheit, die du nie begreifen wirst, weil — du danach fragen könntest: Ob es für diese Krankheit ein Heilmittel giebt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, der Doktor (sei er nun über den Sternen oder im Mittelpunkte meines Ichs), der mich kurieren will, muß zuvor die ganze Welt kurieren, und dann bin ich gleich kuriert. Es ist das Zusammenfließen alles höchsten Glends in einer einzigen Brust; es ist die Empfindung, daß die Menschen so viel von Schmerzen und doch so wenig von Schmerz wissen; es ist Erlösungsdrang ohne Hoffnung und darum Dual ohne Ende.“ Wie fünfzig Jahre später Nietzsche, machte auch schon Hebbel das Christentum verantwortlich und empfand den Decadencecharakter unseres

Jahrhunderts: „Das Christentum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde und christliche Gnade wäre eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistens den Grund in der christlichen Kirche; ich find' ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blattergift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volkes ziemlich unschädlich, denn es war bloß ein roheres Heidentum.“ Und weiter: „Unsere Zeit ist eine schlimme Zeit. Das große Geheimnis, die letzte Ausbeute alles Forschens, Handelns und Strebens, die Überzeugung, daß Gott die Welt aus nichts gemacht und bei der Spielerei in seiner langweiligsten Stunde von sich nichts als höchstens einen glänzenden Schaum unter das Nachwerk gemischt hat, war ehemals hinter sieben Schlösser und Riegel versteckt, und der Mensch sah sich und das Rätsel zu gleicher Zeit aufgelöst, d. h. er starb, wenn er klug wurde. Die alten Schlösser und Riegel sind schadhaft geworden, schon der Knabe kann sie aufreißen und der Jüngling reißt sie auf; ach, und fliegt der Adler wohl länger, als er an die Sonne glaubt? Die Weltgeschichte steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt; die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demut erkannt oder geahnt, daß Gott ohne Schwanz, d. h. ohne eine Menschheit, die er wiegen, säugen und selig machen muß, Gott und selig sein kann; die Natur steht zum Menschen wie das Thema zur Variation; das Leben ist ein Krampf, ein Rausch oder eine Opiumsohnmacht. Woher soll die Menschheit eine

Idee nehmen, die die Idee der Gottheit überragt oder nur ersetzt? Ich fürchte, zum erstenmal ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen; sie hat sich ein Brennglas geschliffen, um die Idee einer freien Menschheit, die, wie in Frankreich der König, auf Erden nicht sterben kann, darin aufzufangen; sie sammelt, die Weltgeschichte sammelt, sie sammelt Strahlen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zusammengebettelt.“ Also, extremer Pessimismus, und doch findet sich (im Tagebuch) auch schon der Kern der Nietscheschen Lehre vom Übermenschen: „Der Mensch ist die Continuation des Schöpfungsaktes, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung verhindert.“ Dies ist die tiefste Bemerkung im ganzen Buche, hat Hebbel selbst daneben geschrieben. Es versteht sich von selbst, daß neben diesem Kampf um die Weltanschauung auch der Zweifel an dem eigenen Dichterberuf herging. War die Zeit decadent, wie wir jetzt sagen, wie sollte sie einen großen Dichter tragen oder nur hervorbringen? „Die Natur sollte keine Dichter erwecken, die keine Goethes sind,“ meint er, „darin steckt der Teufel. Jedes Talent verlangt tyrannisch zu seiner Entwicklung und Ausbildung ein Menschenleben, und das geringere am dringendsten. Ist die Ausbeute aber wohl der Mühe wert? Dies ist eine Frage, die sich Raupach und andere gute Gesellen vermutlich nie gestellt haben, weil die Antwort verrückt machen könnte. Das ist der Fluch meines Daseins, daß mein Talent zu groß ist, um unterdrückt, und zu klein, um zum Mittelpunkt meiner Existenz gemacht werden zu können. Ich erkenne das Vortreffliche, ich erreiche es zuweilen, aber was hilft es mir, wenn ich doch nur besuchen darf, wo ich wohnen sollte. Und wieder — soll, kann ich einen Baum umhauen, der mir schon so manche schöne Frucht gebracht hat?“ Noch deutlicher redet die folgende Stelle: „Der deutsche Schriftsteller hat in unserer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publikum und zur Litteratur. Das größte Talent ist jetzt schon eitel, wenn es sich nicht für überflüssig hält. Das Vorzüglichste ist

in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht notwendig. Wenn es daher um Selbstachtung zu thun ist, der muß strenger und un-nachsichtiger gegen sich sein, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf. Nun aber gesellt sich hinzu, daß das Publikum nicht gute, sondern miserable Ware will, daß es verachtet, wenn es geachtet wird. Da hält es schwer, den Halt nicht zu verlieren. Ich bin entschlossen, zehnmal lieber mich selbst als die Wahrheit zu opfern. Dies ist bei mir kaum ein Verdienst; denn das Gegentheil ist mir völlig unmöglich.“ Mit größerer Wahrheit gegen sich selbst und höheren Anschauungen ist wohl kaum je ein deutscher Dichter in die Litteratur eingetreten als Hebbel, obwohl er sich nicht unterschätzte: „Daß ich soviel, ja mehr Talent habe als die meisten von denen, die sich in stolzer Behaglichkeit Poeten nennen und mit Litteratur beschäftigen — daran darf ich nicht zweifeln, ich darf es auch aussprechen, denn es ist wenig oder nichts damit gesagt. Ob aber mein innerer Fonds ausreicht, um die höchsten Forderungen der Poesie, die mir immer deutlicher werden, zu befriedigen: welch ein Thor wäre ich, wenn ich hierauf ja zu sagen wagte, bevor die Welt ja gesagt hat.“ Diese Selbstbeobachtung Hebbels und überhaupt seine Neigung, zum tiefsten Grund der Dinge hinab-zusteigen, hat man verhängnisvoll genannt, und er selbst hat ihre Gefahren wohl erkannt, doch aber müssen wir festhalten, daß er ohne sie nicht der große Dichter, der große Tragiker geworden wäre, der er trotz alledem geworden ist. Wenn noch fünfzig Jahre später der Ruhm der klassischen Dichtung von einem nachgeborenen Geschlecht als eine drückende Last empfunden wurde, wie hätte sich Hebbel, der ihr noch so nahe stand, anders mit ihr abfinden sollen als durch strengste Wahrheit gegen sich selbst, wenn er nicht eben dem Epigonentum verfallen wollte? Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Dichter, der von der aufstrebenden Zeit getragen wird, und

einem, der sich einer sinkenden entgegenstemmt. Wenn man aber gemeint hat, Hebbel sei die „spielende Hand“ durch seine Selbstbeachtung gelähmt worden, so erhebt sich immer noch die Frage, ob sich die höchste Tragik mit dieser spielenden Hand wirklich verträgt.

Was ein Mensch Hebbel in seiner Lage sein konnte, ist ihm sein Ausbacher Freund Emil Rousseau wirklich gewesen, aber Kämpfe wie die geschilderten kann man immer nur allein durchfechten. Rousseau, der von der Juristerei zu freien Studien übergegangen war und Schriftsteller werden wollte, wußte, was er bei Hebbel lernen konnte, und hing unendlich an ihm, trotzdem der Dichter ihn niemals schonte, ja, ihn quälte, wenn er selbst im Bann seiner finsternen Stimmungen war. Im August 1838 promobierte Rousseau und ging darauf zur Erholung nach Hause. Da starb er ganz plötzlich, und fast gleichzeitig empfing Hebbel auch die Nachricht aus Wesselsburen, daß seine Mutter gestorben sei. Ausbrüche des tiefsten Schmerzes und heftige Selbstanklagen füllen in dieser Zeit das Tagebuch und die Briefe an Elise Lensing. „Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrerin, und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Verbesserung deiner Lage immer so viel gethan hätte, als in meinen freilich geringen Kräften stand . . . Ich war nicht selten, als ich dir noch näher war, rauh und hart gegen dich; ach, das Herz ist zuweilen eben so gut wahn Sinnig wie der Geist, ich wühlte in deinen Wunden, weil ich sie nicht heilen konnte, deine Wunden waren ein Gegenstand meines Hasses, denn sie ließen mich meine Ohnmacht fühlen.“ Nun war Elise Lensing das einzige Wesen auf der Welt, das ihm noch nahe stand, und er sehnte sich zu ihr. Erst nach einem dumpfen Winter („Überhaupt, was ist denn entsetzlich? Nicht, daß eine Welt zu Trümmer gehen, sondern daß sie so ganz im stillen verwesen kann“) wurde die Reise möglich und am 11. März 1839 zu Fuß angetreten.

Hebbels Produktion in München beschränkte sich auf lyrische

Gedichte — die später herausgegebene erste Sammlung rundete sich nun allmählich —, auf einige Erzählungen und allerlei Anfänge. Der Mann des eifertigen halbdilettantischen Schaffens war er nicht, auch als Jüngling schwebte ihm schon das „Reis sein ist alles“ vor. Von den Erzählungen dieser Zeit ist die bedeutendste der kleine Roman „Schnoch“, der schon in Hamburg begonnen worden war. Der Held, ein Tischlermeister, besitzt bei gewaltiger Körperkraft eine angeborene Feigheit und kommt dadurch in die drolligsten Situationen. Im ganzen ist das Werk, das Hebbel bei seiner Herausgabe (1850) als „niederländisches Gemälde“ bezeichnete, ein Seitenstück zu Jean Pauls „Feldprediger Schmelzle“, nur weniger lebenswürdig als dieser, aber immerhin sehr charakteristisch. Einer verwandten Sphäre gehört die Erzählung „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd“ an (gedruckt zuerst in den „Erzählungen und Novellen“ 1855), in der ein Mensch dargestellt wird, der alles beneidet, sich an allem ärgert, ja, jede Gelegenheit zum Arger als eine Art Genusses aufsucht. Auch diese Erzählung ist reich an gut erfundenen Situationen, aber kalt, herb und spröde, in Kleistscher Manier. Daß Hebbel, wenn er sich mehr gehen ließ, in der Erzählung glücklicher wirkte, als wenn er konzentrierte, beweist das ebenfalls der Münchener Zeit entstammende Fragment „Die beiden Vagabunden.“ Außerdem hat Hebbel in München noch die Erzählung „Die Obermedizinalrätin“ und das Phantasiestück „Ein Abend in Straßburg,“ beide in der Mitternachtszeitung von 1837 erschienen, das Märchen „Der Rubin,“ später dramatisiert, und die Skizze „Pauls merkwürdigste Nacht,“ endlich die ersten Kapitel eines nie fertig gewordenen Romanes „Der deutsche Philister“ geschaffen. Mehr und mehr war ihm sein Beruf zum Dramatiker aufgegangen, gewaltige Pläne, wie die zu einem „Alexander“ und einem „Napoleon“ (für den er viel las), tauchten empor, auch die der dann vollendeten Dramen, wie er es später in dem Gedicht „Ein Geburtstag auf der Reise“ beim Preise des Englischen Gartens in München bezeugt:

„Hier zeigte, wie im Traume,
 Sich mir die Jubith schon!
 Dort unterm Tannenbaume
 Sah ich den Tischlersohn.
 Da brüben winkte leise
 Mir Genovevas Hand,
 Und in des Weibers Kreise
 Fand ich den Diamant.“

Mit seinen Gedichten hat er durch Uhlands Vermittlung bei Lotta einen Versuch der Herausgabe gemacht, der aber miß-
 ang. Günstiger stellte sich der Hamburger Verlag von Hoff-
 mann und Campe zu ihnen, nachdem Gutkow, seit 1838
 Herausgeber des „Telegraphen für Deutschland,“ sie günstig,
 wenn auch ziemlich unverständlich beurteilt hatte. An diesen
 Verlag und diese Zeitung mußten sich Hebbels Hoffnungen
 auf Hamburg knüpfen, trotzdem er sich des Gegensatzes, in dem
 er seinem Talent und seinem Wesen nach zum jungen Deutsch-
 land stand, längst bewußt war und sogar schon an eine Po-
 emil gegen die ihm durchaus unsympathische litterarische Rich-
 tung gedacht hatte.

4.

An schönen Herbsttagen war einst Friedrich Hebbel frohen
 Mutes nach München gewandert, die Winterkälte war noch
 nicht gewichen, als er es am 11. März 1839 verließ, um,
 ein Hündchen an der Seite oder auf dem Arm, jene schau-
 lige Fußreise nach Hamburg anzutreten, deren eingehende Schild-
 erung in den „Tagebüchern“ jedes fühlende Herz tief er-
 reisen muß. Das größte Talent der damals jungen deutschen
 Dichtergeneration schlug sich wie ein Handwerksbursche durch
 in deutsches Vaterland, ungenügend Geld in der Tasche und
 verrißene Stiefel an den Füßen, in den Wirtshäusern mit miß-
 trauischem Blick begrüßt und auf den schneebedeckten Höhen
 des Thüringer Waldes in Gefahr, von einem Strolch über-
 allen zu werden, dabei im Herzen aber vor allem Sorge tra-
 end, sein krankes Hündchen glücklich nach Hamburg zu bringen.

Er kam einstweilen nur bis Göttingen, wo er, von allen Mitteln entblößt, wie natürlich, müßten und wilden Aussehen den damaligen Studenten, späteren berühmten Rechtslehrer Rudolf Thering aufsuchte, mit dem er in Heidelberg und München gelegentlich verkehrt hatte. Thering nahm Hebbel auf, schloß ihm Geld vor und ließ ihm seine Stiefel reparieren; aber er zeigte auch, daß er sich dieser seiner Bekanntschaft schäme, und Hebbel, der dies merkte, rächte sich in seiner Art, indem er nun, der Gewalt seiner Persönlichkeit bewußt, den jungen Studenten um so mehr von oben herab behandelte, so daß dieser als der Empfangende und Hebbels unfreiwilliger Besuch als eine Gnade erschien. Bei schauerlichem Schneestöber ging's dann durch Hannover, über die Lüneburger Heide weiter — in Harburg traf er am 30. März mit Elise Lensing zusammen, und am Tage darauf betrat er wieder den Boden Hamburgs, wo er jetzt vier Jahre lang verweilen und der Dichter der „Judith“ und der „Genoveva“ werden sollte.

Er hat diese vier Jahre mit Elise Lensing zuzammengelebt. Es ist nicht nötig, über dies ebenso schuld- wie qualvolle Verhältniß viel zu sagen; wie ein tragisches Verhängnis ist es über ihn gekommen. Keinen Augenblick hat Hebbel Elise in Zweifel darüber gelassen, wie er im Innersten seines Herzens zu ihr stand: „Das zwischen uns bestehende Verhältniß ist auf einem sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet“, schrieb er ihr von München aus, „trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja, bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir bedauern, daß er vorüber ist.“ Aber Elise liebte ihn, Elise, die ihn in München allein über Wasser gehalten, hatte die höchsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und da er, nach Hamburg zurückgekehrt, ebensowenig die Möglichkeit einer unabhängigen Existenz sah wie vorher, so ergab sich das Zusammenleben von selbst, das dann alle Konsequenzen eines solchen mit sich brachte. Ohne Elise Lensing, das so das deutsche Volk nicht vergessen, wäre der Dichter Friedrich

Hebbel ihm schwerlich geschenkt worden, aber für den Dichter selber war es kein Glück, daß er durch die Not, nicht durch die Liebe an Elise gekettet wurde, so menschlich hoch sie un-zweifelhaft auch steht.

In Hamburg lernte Hebbel Gutzkow sehr bald kennen und versuchte ehrlich einen *modus vivendi* mit ihm zu gewinnen, doch überwand er sein Mißtrauen nicht, und es zeigte sich denn auch später, daß es berechtigt gewesen. Am Telegraphen hat er in den Jahren 1839 und 1840 verhältnismäßig fleißig mitgearbeitet, zuerst ein „Gemälde von München“ und dann eine große Anzahl Kritiken hinein gegeben, ohne damit freilich eine nennenswerte Einnahme zu erzielen. Jedenfalls wurde dadurch das Verhältnis mit dem Verleger Campe festgetnüpft, so daß dann der Verfasser der „Judith“ sich nicht lange nach einem Herausgeber seines Werkes umzusehen brauchte. Uns Nachlebenden tritt der Gegensatz, in dem sich Hebbel zu den Schriftstellern des jungen Deutschlands befand, aus fast all seinen Kritiken ganz entschieden entgegen; völlig verborgen wird er auch Gutzkow nicht geblieben sein, aber so lange Hebbel noch nicht mit einem größeren Werke hervorgetreten war, hielt er sich zurück. Außer mit Gutzkow verkehrte Hebbel in Hamburg mit dessen litterarischem Adlatus Ludwig Wihl, den er als die Schwäche, die sich für stark hält, charakterisiert, und mit Janinski. Die Schoppe hatte ihn aufgenommen, als wäre nichts geschehen, aber mit ihr geriet er später in einen heftigen Zwist, da sie die „Wohlthäterin“ herauskehrte, und es nicht über sich gewinnen konnte, Hebbels Verhältnis zu Elise unangetastet zu lassen. Auch nach dem Erscheinen der „Judith“ meinte sie noch, es wäre besser gewesen, Hebbel hätte Jura studiert. Hier und da verkehrte der junge Dichter mit dem Arzte Assing und seiner Frau Rosa Maria, der Schwester Varnhagens. Assing hatte ihn in einer schweren Krankheit, die ihn im Juni 1839, wohl als Folge seiner Fußreise, überfiel, behandelt, und Hebbel kam mit ihm sehr gut aus; seine Töchter aber, Ottilie und Ludmilla, die nach des Dichters

Urteil die Genialität in der Aussprache suchten und fanatisch jungdeutsch waren, konnte er nicht leiden. Von außen kam ihm etwas Freudiges durch einen Brief Ludwig Tiecks, den er den „Schnoch“ gesandt hatte, und der sich sehr zufrieden über das kleine Werk aussprach.

Die Lebensfrage für Hebbel war, ob er endlich zum Schaffer eines größeren Werkes gelangen werde. Noch im August 1839 verzweifelte er daran: „Arbeiten kann ich nicht mehr, ich bin ein Baum, der vertrocknet; zuweilen noch ein Knospenansatz, welcher der Wurzel die letzten Säfte raubt, ohne der Krone Schmuck zu verleihen. Essen und Trinken und dazu der Gedanke, daß ich's nicht lange mehr werde können, weil das Geld ausgeht; lange Mittagschlaf, Wunsch zu reisen, Lesen in Leihbibliothekbüchern, Recensionen. Nachts ein dummer, dicker Schlaf; Träume, so öde und wüst, wie Disteln auf Mistbeeten. Ohne viel an Selbstmord zu denken, ein Krampf in der Hand, als ob ich stets Pistolen abdrückte, und in den Schläfen eine Empfindung, wie vom Druck der Pistolenmündung. Das Lustigste, das niemand ahnt, was in mir vorgeht.“ Da geriet er im Oktober 1839 plötzlich in die Produktion. „Gestern (2. Oktober) fing ich meine Tragödie ‚Judith‘ an und schrieb ein paar Szenen, die mir gefielen. Heute schrieb ich fort, und es glückte wieder. Leben, Situation und Charakter springen in körniger Prosa ohne lange, bauschige Adjektiva, die den Zambus so oft ausfüllen helfen müssen, frisch und kräftig hervor. Gott, wenn das ginge! Wenn die bisherige Pause, dieses Stocken des poetischen Stromes nichts bedeutet hätte als ein neues Bett! Ich wäre glücklich! Von meiner Poesie hängt mein Ich ab; ist jene ein Irrtum, so bin ich selbst einer.“ Hebbel hatte mit dem letzten Akte begonnen, ein Unternehmen, das ein Dichter, der nach der Conception eines Stoffes die poetisch-reflektive Arbeit an ihm bereits geleistet hat, wohl wagen kann. Allerdings trat dann noch wieder, durch die Schoppe verschuldet, eine längere Stockung ein, aber am 15. Dezember kam Hebbel wieder in Fluß und vollendete sein

Wert am 28. Januar 1840. Es existiert eine literarische Anekdote, nach welcher Hebbel die „Judith“ infolge einer Wette mit Ludmilla Uffing oder einigen Freunden in vierzehn Tagen vollendet haben soll, und zwar, um den Beweis zu liefern, daß Gutzkows „König Saul“ unschwer zu übertreffen sei — wenn diese Anekdote einen historischen Untergrund haben sollte, so müßte die Wette wohl in die Zeit verlegt werden, wo der Dichter bereits im vollen Schaffen und seiner Sache sicher war.

Das Drama wurde, wie es scheint, sofort als Manuscript gedruckt und von dem Dichter an Uhland und Tieck gesandt, die aber auf diese Sendung nicht antworteten. Dagegen verstand die Schoppe die Berliner Hofschauspielerin Auguste Erxinger (Madame Stieh) für das Stück zu interessieren, und es wurde vom Berliner Hoftheater zur Aufführung angenommen. Inzwischen erregte es auch in Hamburg bei allen, die es kennen lernten, das größte Aufsehen. Am 6. Juli 1840 fand die erste Aufführung in Berlin statt, fast nur vor Männern; der Erfolg war zwar unzweifelhaft und begründete dauernd Hebbels literarische Stellung, aber doch als Ausnahmestellung, wie es bei der Art seines Talentes und dem üblichen Verhalten des großen Publikums zur echten Tragödie auch gar nicht anders zu erwarten. Bis zum 19. Juli fanden vier Wiederholungen statt. Erst am 1. Dezember folgte die Hamburger Aufführung, die nach des Dichters Urteil das Haus in echt tragische Erregung versetzte. Gutzkow schrieb eine thörichte, teilweise boshafte Kritik, worauf Hebbel sich gänzlich von ihm zurückzog. Das hinderte nicht, daß Campe den Verlag der „Judith“ übernahm; das Buch erschien im Frühling 1841.

Der Erfolg der „Judith“ hatte Hebbel zunächst neues Lebensgefühl, neue Hoffnung gegeben. Er ward in den Hamburger Salons gefeiert und fand auch wohl bereits begeisterte jugendliche Verehrer, die in ihm den deutschen Shakespeare sahen. Wenn aber Gutzkow in einer seiner autobiographischen Schriften meint, Hebbel selbst sei vom Messiaswahn befallen

gewesen, so täuscht er sich sicherlich; bei allem Selbstgefühl hat Hebbel sein Lebenlang die Überzeugung durchdrungen; die er in dem Sonett „An einen Freund“ ausgesprochen hat:

„Daß, was mir die Musen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterscheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht gesellen.“

Lange dauerte es nicht, so war der Aufschwung, den der erste glückliche Wurf seinem Dasein gegeben, auch wieder dahin: Eine plötzlich hervorbrechende Leidenschaft für ein junges schönes Mädchen aus vornehmer Hamburger Familie, Emma Schröder, stürzte ihn in neue innere Kämpfe, um so mehr, als sein Verhältnis zu Elise Lensing nicht ohne Folgen geblieben; sie gebor ihm am 5. November 1840 einen Sohn, der Max getauft wurde. Den Versuch, ein Dithmarschen-Drama mit der Schlacht bei Hemmingstedt als Mittelpunkt zu schaffen, mußte er aufgeben, da die inneren Quellen stockten, auch das eigentlich dramatische Interesse für den Stoff, der keinen Helden hat, wohl von vornherein fehlte — es ist nur etwa ein Akt geschrieben worden, in dem sich wenigstens eine grandiose Scene, die Volksversammlung auf dem Heider Marktplatz darstellend, befindet. Erst am 1. März 1841 wurde die „Genoveva“, Hebbels zweites Drama, auf dessen Entstehung die Unzufriedenheit mit Maler Müllers und Tiecks Dramen von Einfluß gewesen war, fertig, an dem er seit dem September des vorhergehenden Jahres gearbeitet hatte, nicht ohne in die alten verzweifelten Stimmungen, worin ihm sein Beruf für die Dichtkunst unzulänglich schien, zurückzufallen. In einer Schaffenspause hatte er auch noch die früher angefangene graufige, im Stil der alten Italiener gehaltene Novelle „Matteo“ vollendet, die dann mit einzelnen Episoden aus der „Genoveva“ im Jahrgang 1841 des Stuttgarter „Morgenblattes“ (April und Mai) erschien. Die „Genoveva“ hatte das sehr häufige Schicksal des zweiten Stückes: Schon Hebbels Freunde nahmen sie weniger begeistert auf als die „Judith“, das Berliner Hoftheater lehnte sie im Oktober unter der Motivierung, daß Herrn

Kaupachs „Genoveva“ auf dem Repertoire sei, ab, sie kam überhaupt nicht auf die Bühne. Aus dem Sommer 1841 stammt die folgende Niederschrift Hebbels über sein Leben: „Mit höchster Wahrheit kann ich von mir sagen, daß ich keinen einzigen Tag eine Freude habe. Entweder ich sitze so einsam für mich weg in meinem Zimmer, oder ich laufe einsam im Felde oder auf den Straßen umher; hin und wieder, sehr selten, gesellt sich irgend ein gleichgültiger Mensch zu mir und ist immer willkommen . . . Ich stehe jetzt ganz ohne Freunde da, Elise, die freilich alle aufwiegt, ausgenommen; dies ist ein unangenehmes Gefühl, aber die Sache ist bei meinem Lebensgange vielleicht natürlich.“ Nicht einmal Bücher hatte er, da er niemanden zumuten mochte, auf der Stadtbibliothek für ihn zu bürgen. Im Herbst des Jahres kam er allerdings wieder ins Produzieren und schrieb das schon in München geplante Lustspiel „Der Diamant,“ das er zu einer Berliner Lustspiel-Konkurrenz einsendete, wohl zu der, bei der Gustav Freytags „Die Brautfahrt“ oder „Ranz von Rosen“ den Preis erhielt. Wurde er hier enttäuscht, so übernahm doch Campe wenigstens seine Gedichte, die dann im Sommer 1842 erschienen, und auch die „Genoveva,“ die die Jahreszahl 1843 trägt. Die Existenz sicherten ihm die Honorare für diese Werke freilich nicht, immer wieder trifft man im Tagebuche die Bitte an Gott, daß er ihn und die Seinen vor Not bewahren möge. Auf die Dauer, das ließ sich voraussagen, würde der Dichter an dieser seiner Lage zu Grunde gehen.

Im Mai 1842 erlebte Hebbel den großen Hamburger Brand. Er wäre dabei, als er schauend und hier und da helfend umherging, bald vom Volke erschlagen worden, denn dieses hielt die Engländer für die Anstifter des Brandes, und der blonde Hebbel mit seiner schlanken Gestalt hatte etwas von einem solchen. Auf seine Phantasie, die sich damals mit dem Drama „Moloch“ trug, in dem der Untergang Karthagos geschildert werden sollte, machte das Ereignis großen Eindruck. Einige Monate nach dem Brande kam Uhland durch Hamburg

und suchte Hebbel auf, was diesem große Freude bereitete. Im übrigen war der heiße und dürre Sommer wieder trostlos, dem Dichter schwebte der jüngste Tag vor. Um endlich aus den Hamburger Verhältnissen hinauszukommen, ergriff er um diese Zeit den Plan, sich in Kopenhagen bei seinem Landesherrn Christian VIII. um ein Reisestipendium zu bewerben. Ein Graf Moltke, wohl Graf Magnus, der die Schrift über den Adel geschrieben, aber später liberaler geworden war, gab ihm Empfehlungsbriefe, das Reisegeld schoß ihm der Vater seines Freundes Rousseau in Ansbach, der ihm schon einmal geholfen, vor. So konnte er, da durch das Honorar für die „Genoveva“ auch für Elise und das Kind gesorgt war, am 12. November 1842 Hamburg verlassen. Damit beginnen Hebbels Wanderjahre, die bis zum November 1845 dauern.

Zugleich können wir hier von Hebbels Jugend Abschied nehmen. Sie bildet eine zusammenhängende Leidensgeschichte mit wenigen Lichtblicken; dennoch ist ihr dichterisches Ergebnis, der Band „Gedichte“ (Univ.-Bibl. Nr. 3231—34), die Dramen „Judith“ (Univ.-Bibl. Nr. 3161), „Genoveva“ und der „Diamant,“ bedeutend. Über die Gedichte werden wir bei der Ausgabe letzter Hand ausführlicher sprechen; hier sei nur erwähnt, daß von Hebbels persönlichen Schicksalen kaum etwas in sie hineingeflossen ist und nur das Feinste und Beste seines Wesens. Dagegen hat an seinen beiden Erstlingsdramen, die er bescheiden Kraft- und Talentproben nennt, sein Leben mit gearbeitet, und wer dazu berufen ist, kann aus ihnen auf seine Zustände zurückschließen. In der „Judith“ finden wir z. B. sein trotziges Kraftgefühl wieder, es scheint bisweilen, als spräche Hebbel und nicht Holofernes; die „Genoveva“-Stimmung erwuchs wohl zum Teil aus dem Konflikt, in dem sich der Dichter zwischen Elise Lensing und Emma Schröder befand, und Golos Lebensdurst ist der Hebbels. Doch darf man bei Hebbel in der Herleitung der Dichtung aus dem Persönlich-Zuständlichen nie zu weit gehen, seine Dramen sind keine Konfessionen, sondern großartige künstlerische Kompositionen,

die „den Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältniß zu der Natur und dem Sittengesetz“ darstellen wollen. Eine allseitige und gründliche Analyse der Werke Hebbels fehlt noch; man hat sie noch nicht aus sich selbst erklärt, ist immer noch mit fremden Maßstäben an sie herangetreten, selbst Emil Kuh in seiner Biographie. Das Beste, was über sie geschrieben worden ist, findet man wohl in dem Aufsatz „die Weltanschauung der Romantiker und Friedrich Hebbel“ von J. Collin (Grenzboten 1894), aber da tritt der poetische Körper der Dramen gegen ihren Ideengehalt zurück. Collin kommt zu der Anschauung, daß Hebbel aus dem griechischen Drama und dem Shakespeare ein Mittleres gewonnen und die einander widerstrebenden Anschauungen der Klassiker und der Romantiker zu vereinigen gesucht habe. Man muß da hinzufügen, daß er es als moderner Mensch und in Verbindung mit dem realen Leben gethan, daß sein Drama der modernen Weltanschauung entspricht.

Rein poetisch gesehen, tragen Hebbels Jugendwerke den Charakter des Sturm- und Drangdramas, wenn sie auch nicht auseinanderfließen, wie die Werke von Lenz und Maler Müller, sondern festgeschlossene Organismen sind. Aber es ist das Feuer der Jugend darin, bei Hebbel natürlich ein düsteres, wir finden Gewaltsamkeit statt der Gewalt, die Neigung zum Extremen, die alle Sturm- und Drangdramen auszeichnet, bis ins Einzelne. Wiederum war Friedrich Hebbel aber doch auch ein reifer Geist, dem die Aufgabe der Dichtung nur zu klar war, der mit Himmel und Hölle gerungen hatte, und da ergiebt sich denn eine eigenthümliche Mischung von Jugendlichem und Besonnenem, die den Stücken einen ganz besonderen Reiz verleiht, der bis auf diesen Tag fort dauert. Die „Judith“, eine Behandlung des bekannten biblischen Stoffes, hat man in der Regel mit der „Jungfrau von Orleans“ verglichen, aber sehr mit Unrecht. Wohl ist auch Judith von Gott bestimmt, ihr Volk zu retten, und muß daher die Grenze des Weiblichen überschreiten, aber sie ist keine naive-heroische Natur

wie die Jungfrau, sondern eine sinnliche, überschwengliche Orientalin, und ihr Weg geht durch die Sünde. So muß sie sich, wie Hebbel richtig gesagt hat, erst selbst herausfordern, muß über sich selbst reflektieren und ein überreiztes Kraftgefühl in sich erzeugen, muß dann zwischen Haß und Liebe hin- und hergeschleudert werden und endlich die jeige That aus persönlichem Rachegefühl, weil sie entwürdigt worden ist, thun, um sie dann sofort bis zur inneren Selbstvernichtung wieder zu bereuen. Daß Hebbel sie zwischen Weib und Jungfrau mitteninne gestellt hat, motiviert das alles besser, setzt sie aber noch keineswegs zur „Exegese eines dunklen Menschencharakters,“ zu einer pathologischen Gestalt herab, der Volkscharakter überwiegt doch noch immer, sie bleibt typisch. Als Beweis dafür könnte unter anderem auch dienen, daß sie die Modernen unbesehen als das „Überweib“ übernommen haben. Holofernes, der Gegner Judiths, ist dann natürlich der „Übermann,“ überhaupt der Übermensch, und die Nietzsche-Schüler werden in seinen Reden allerdings manches finden, dessen sich Zarathustra nicht zu schämen brauchte. Hebbel schreibt: „Auch reizte mich nebenbei an Holofernes die Darstellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die, weil die Civilisation die Nabelschnur, wodurch sie mit der Natur zusammenhängen, noch nicht durchschnitten hatte, sich mit dem All fast noch als Eins fühlten und, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafte Ausschweifung des Monotheismus stürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbst als Zuwachs vindizierten und alles, was sie ahnten, zu sein glaubten.“ Die Philister jeder Art haben natürlich stets über den „Renommisten“ Holofernes gelacht, aber das Aufkommen Nietzsches hat Hebbel doch mindestens die poetische Rechtfertigung gebracht, und neuerdings gestehen einzelne Kritiker sogar zu, daß der Holofernes eine so riesenhafte Conception sei, daß zu ihrer völligen Ausgestaltung die vereinigte Kraft eines Shakespeare und Dante notwendig gewesen wäre. Jedenfalls wäre schwer zu sagen, wie man sich die sagenhaften Gestalten der ägyptischen und assyrischen Welt-

eroberer viel anders vorstellen sollte, als wie sie Hebbel im Holofernes gezeichnet. Als vortrefflich rühmt man im allgemeinen die Darstellung des jüdischen Volkstums, die Volksszenen in der Judith, die, trotzdem sie einen ziemlich breiten Raum einnehmen, doch den energischen Gang der Handlung nicht aufhalten. Das Detail des Stücks ist, wie Kuh mit Recht bemerkt hat, nicht immer stichhaltig, man merkt sehr häufig die Absicht, es kommen kalte, trockene, nüchterne Stellen vor, doch aber hat man nicht mit Unrecht von dem gewaltigen Zug, dem brennenden Kolorit des Ganzen gesprochen. Eigentlich sympathisch ist uns Deutschen das biblische Stück, von dem alle anderen modernen dieser Art, auch Otto Ludwigs „Maccabäer,“ direkt oder indirekt abzuleiten sind, wohl nicht, aber es bleibt immer interessant und für Hebbels Tragik, die stets den Bruch der göttlichen Weltordnung und die darauf eintretende Selbstkorrektur der Welt, das Notwendige als das Eitliche darstellt, ohne dem Weltlauf Gewalt anzuthun, charakteristisch.

Die „Genoveva“ steht meiner Empfindung nach poetisch höher als die „Judith,“ sie ist gleichmäßiger, das Detail gesättigter von Empfindung, nicht bloß die Kraft, auch die Schönheit kommt hier zu ihrem Recht. Genoveva selbst ist in jeder Beziehung das Gegenstück zur Judith, sie ist das leidende Weib, die Heilige, wie Judith das handelnde, die Herrin, aber sie ist doch auch Weib, und als sich das bei ihrem Abschied von ihrem Gemahle Siegfried zeigt, da wird in dem Jüngling Golo die Liebesleidenschaft entflammt, er betritt den Weg der Sünde, und Genoveva muß ihren langen Marterweg durchmachen. Sie siegt, mehr, sie erlöst, Golo, der Versucher, opfert sich selbst — uns aber bleibt die tragische Empfindung, daß das edelste Gefühl im Menschen den Pfad des Verderbens gehen, daß die Schönheit die Sünde, das Gute das Böse hervorgerufen kann, wenn auch nur, um die Welt durch Leiden zur Erlösung zu führen. Den Mittelpunkt des Dramas giebt durchaus Golo ab, sein Kampf gegen Gott, könnte man sagen — es ist eine richtige Bemerkung Emil Kuhs, daß die volle

dramatische Wechselwirkung zwischen Genoveva und Golo fehle, daß das Werk zuletzt fast zum Monodram würde. Aber mag auch der „Genoveva“ die fortreizende Handlung der „Judith“ abgehen, so hat sie doch die Geschlossenheit in der Idee, alle Episoden des Stücks, die des Ritters Tristan, des Malers, des Juden, des tollern Klaus, stehen zu dieser in engster Beziehung, „der Dichter verliert in der bunten Architektur des Stücks den Faden nicht nur nicht, sondern alle die Menschenarabesken und Fragen sprechen den Grundgedanken des Dramas „gotisch“ weiter und helfen ihn verdeutlichen wie die in zahllosen Winkeln nistende Ornamentik der alten Münster.“ Ich denke, auch das ist ein Triumph der Komposition, und unsere Handlungsfanatiker (denen Hebbel als geborner Dramatiker übrigens in der Regel gerecht wird) könnten hier einmal schweigen. Großartig ist das Werk in der Stimmung; hat Hebbel auch als die Zeit, in der es spielt, „die poetische“ angegeben, so ist der Gesamteindruck doch durchaus mittelalterlich, dämmernde Waldnacht, in der plötzlich ein graufiges Gewitter mit blutroten Blitzen losbricht. Und das Stück ist auch deutschvolkstümlich: mag das Volk der unheimlichen (keineswegs kalten, sondern wie mit Blut getränkten) Dialektik Golos nicht immer folgen können, den richtigen Totaleindruck wird es doch von ihm erhalten, wird von der Gestalt der Heiligen aufs tiefste gerührt, von der Hexe Margarete erschreckt werden und in der wilden Schloßdienerschaft, bei der das Böse in den einzelnen Personen übrigens gut abgestuft ist, seiner Phantasie längst vertraute Gestalten erkennen. Leider wissen wir ja immer noch sehr wenig von der Wirkung der Werke Hebbels auf das Volk, obschon er in den letzten Jahren auf den Volksbühnen manchen Triumph errungen hat.

Das dritte der Jugenddramen Hebbels, das Lustspiel „Der Diamant“ gilt allgemein als mißlungen, und es soll auch hier seine Rettung nicht versucht werden. Die Erfindung des Stücks ist ebenso originell wie hübsch: Eine Prinzessin hat einem alten Soldaten im Schreck einen Diamanten zugeworfen,

den dieser sterbend einem Bauern hinterläßt. Dem stiehlt ihn ein Jude, aber da erscheint die Bekanntmachung des Königs, daß, wer den Diamanten, an dem die Gesundheit der Prinzessin hängt, zurückbringe, eine Million Thaler zur Belohnung empfangen solle. Als der Jude merkt, daß er verfolgt wird, verschluckt er den Stein, wird nun — das ist die tiefsinnige Idee des Stücks — aus seinem Besitzer sein Besitzthum und geht als solches von Hand zu Hand.

„Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,
Daß seine innerste Natur,
Sonst weggebrüht und wohlversteckt,
Entschleiert wird und aufgedeckt.“

Der Stein wird dann auf natürlichem Wege wieder ans Tageslicht gefördert, und der Bauer erhält die Belohnung. Leider fehlte Hebbel zur Gestaltung dieses Stoffes die freie, übermüthige Laune, obschon doch die komischen Personen des Lustspiels mit einem gewissen barocken Humor gezeichnet sind. Bedeutung hat es nur als einer der mannigfachen mißlungenen Versuche wahrer Dichter, über die Banalität des deutschen Durchschnittslustspiels hinwegzukommen. Es erschien erst 1847.

Alle drei Jugendwerke zeigen Friedrich Hebbel im entschiedensten Gegensatz zu der Dichtung oder besser zur Litteratur seiner Zeit, zum jungen Deutschland und als homo sui generis. Es gab natürlich Leute, und giebt noch heute solche, die ihn an Grabbe und Büchner anreiheten, aber er hatte mit diesen höchstens in der „Judith“ etwas und auch da nur Aeußerlichkeiten, wie die Wahl der Prosa statt des Jambus, und einige Sturm- und Drangercentricitäten, gemein, schon die „Genoveva“ ist durchaus eigener Stil. Grabbe und Büchner gehören auch in gewisser Beziehung zum jungen Deutschland, sie sind revolutionär; Hebbel war von vornherein konservativ, er tritt mit der „Judith“ den Emanzipationsgelüsten des Weibes direkt entgegen („Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr Männer töten“) und stellt der gefallenen „Madonna“ der Jungdeutschen die heilige Genoveva gegenüber.

Moderner Mensch war er gewiß, die Probleme der Zeit berührten ihn tief, aber nur so weit sie die ewigen waren, er strebte zur Tiefe, die Schlagworte des Tages genügten ihm nicht. So ward er nie von seiner Zeit getragen, obwohl er berufen war, die Tragödie seiner Zeit zu schreiben, und dies auch gethan hat, nach dem Maß seiner Kraft und seiner Erkenntnis, die sich, wenn auch nicht völlig, doch vielleicht mehr, als selbst seine Freunde bisher angenommen haben, entsprachen.

5.

Am 13. November 1842 war Hebbel von Hamburg nach Kiel gekommen und besuchte hier den Dr. Th. Olshausen, an den ihn Wienbarg empfohlen hatte, um sich nach der in Kiel zu besetzenden Professur der Ästhetik zu erkundigen. Olshausen, von dessen Thätigkeit im Kampfe der Schleswig-Holsteiner gegen die dänischen Übergriffe Hebbel nichts wußte, gab ihm freundlichen Bescheid. In Kopenhagen, das der Dichter am 14. November mittags mit dem Dampfschiff erreichte, stieg er zunächst in dem Hotel d'Angleterre ab und bezog dann ein Privatlogis in der unweit des Christiansburger Schlosses belegenen Rnaebrestraße. Um mit seinen Mitteln möglichst weit zu reichen, aß er auch in Kopenhagen nur einige Tage die Woche warm zu Mittag und hielt sich, Feuerung sparend, viel in der Bibliothek des genannten Schlosses auf. Er gab seine Empfehlungsbriefe ab, wurde hier und da, unter andern vom Konferenzrat Dankwart, freundlich empfangen und auch in aristokratische Gesellschaften geladen, spielte aber dort seinem Empfinden nach eine traurige Rolle. Die alte Melancholie kam wieder über ihn: „Dreißig Jahre alt und schon alles bergab. Ich glaube nicht mehr an die Zukunft, und dieser Glaube allein war es, der mich bisher oben erhielt. Die Jahre, die in meinen Augen bisher Schmerzens- und Prüfungsjahre waren, sind fette Jahre gewesen, nun geht's hinunter, tiefer und immer tiefer, bis sich zuletzt die Erde erbarmt und den

berl hineinschlüß. Wäre nur das Kind nicht, wäre Elise nicht, ich wollt's kommen sehen."

Die nachgesuchte Audienz beim Könige erhielt er am 13. December. Trotz seiner gesellschaftlichen Unsicherheit empfand er eine Furcht, war ganz Reflexion und vermochte die Unterredung mit Christian VIII. zu behalten und wörtlich aufzuzeichnen. Da deutsche Dichter selten genug vor Königen stehen, mag sie hier folgen. Der König stand in der Mitte eines inscheinbaren kleinen Zimmers, er trug Uniform und Degen. Sein Gesicht fand Hebbel, en face gesehen, etwas verschwommen, vorgegen es, im Profil betrachtet, imponierende Züge wies. Der König trat auf ihn, der an der Thür stehen blieb und sich verbeugte, zu und fragte: „Ihr Name?“ Hebbel nannte ihn und trat weiter vor.

König: Sie haben mir Ihre Werke gesandt?

Hebbel: Ich war so frei, Ew. Majestät meine ersten Dichtungen vorlegen zu lassen.

König: Es ist mir sehr angenehm gewesen, dieselben kennen zu lernen. (Er schweigt und sieht Hebbel erwartungsvoll an.)

Hebbel: Ich bin allerdings nicht ohne Pläne und Wünsche nach Kopenhagen gekommen.

König: Und diese bestehen in — ?

Hebbel: Nur unter einer Bedingung kann ich sie aussprechen, nur dann, wenn die dichterischen Arbeiten, die ich Ew. Majestät vorlegen ließ, auf Ew. Majestät einen anderen, als den ganz gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn wäre dies nicht der Fall, so würde ich den Hunderten und aber Hunderten, die sich zum Thron drängen, nur noch eine Null hinzufügen, und das möcht' ich nicht; denn dazu bin ich, wenn nicht zu stolz, doch zu klug. Ohne Zweifel haben Ew. Majestät noch nicht Muße gefunden, meine Sachen anzusehen.

König: Wenn ich sie noch nicht ganz gelesen habe, so kann ich es ja noch thun.

Hebbel: Mein nächster Wunsch ist, Ew. Majestät mein Judith vorlesen zu dürfen.

König: Ich kann sie ja auch allein lesen.

Hebbel (verbeugt sich).

König: Worin bestehen denn Ihre Wünsche?

Hebbel: Ew. Majestät haben für Kunst und Wissenschaft manches gethan, die dänische Regierung hat sich dadurch überhaupt immer ausgezeichnet, und einige Ihrer Vorfahren haben sich namentlich in der deutschen Litteratur ein höchst ruhmwürdiges Andenken gestiftet —

König: Ja, aber nennen Sie mir die Richtung Ihrer Pläne und Wünsche.

Hebbel: Als ich aus Deutschland abreiste, hörte ich, daß in Kiel der Lehrstuhl der Ästhetik und deutschen Litteratur wieder besetzt werden solle; dieser Professur fühle ich mich gewachsen.

König: Das ist noch sehr ungewiß.

Hebbel: So hörte ich bereits, auch vernahm ich, daß Ew. Majestät für den Fall der Wiederbesetzung schon bestimmte Absichten hätten; da will es sich denn geziemen, daß ich zu rücktrete. Dagegen möchte ich bei Ew. Majestät die Erlaubnis nachsuchen, in Kiel als Privatdozent lesen zu dürfen.

König: Bedarf es dazu meiner Erlaubnis?

Hebbel: In meinem Falle allerdings. Ich habe erstlich nur im Ausland studiert und in Anlaß ganz besonderer Verhältnisse die Landesuniversität allganz nicht besucht.

König: Ist das denn gesetzlich vorgeschrieben.

Hebbel: Ja.

König: Das wird aber nicht viel bedeuten.

Hebbel: Wenn Ew. Majestät es sagen, so bedeutet es gar nichts mehr. Aber noch eins. Ich bin in Kiel nicht examiniert.

König: So können Sie sich ja nur examinieren lassen.

Hebbel: Das ist, wenn man die Universität vier Jahre

hinter sich hat, immer eine schwierige Sache und bei meinem
 schlussiven Studien- und Lebensgange so gut wie unmöglich.

König: Wenn die Gesetze es aber verlangen —

Hebbel: Ew. Majestät wissen ohne Zweifel, wie es in
 dem Examen hergeht. Man mag mich mit Schimpf und
 Schanden vom akademischen Lehrstuhl wieder verjagen, wenn
 ich nicht in einer Frist von ein bis zwei Jahren durch ein
 wissenschaftliches Werk vor dem öffentlichen Foro meine Kom-
 petenz, die Ästhetik vorzutragen, und meine Befähigung, sie
 zu erweitern, darlege. Ich habe der Wissenschaft einige neue
 Begriffe zu vindizieren, und es sei mir erlaubt, dies zu sagen;
 ich bin aber nicht imstande, ein mikrologisches Examen zu
 bestehen, und werde mich dem nicht aussetzen.

König: Warum sollte die Universität Ihnen ein solches
 Examen nicht erlassen? Ich begreife, daß Ihnen ein Stu-
 denten-Examen zuwider sein muß. Disputieren Sie! Ein
 Disputatag —

Hebbel (ihn unterbrechend): Kostet viel Geld, und ich
 bin nicht der Mann, der viel Geld hat.

König: Wenden Sie sich an die Herren von der Kanzlei.
 Reichen Sie ein Gesuch ein! — Ihre Judith kann aber nicht
 gespielt werden. Ich habe mit dem Theaterdirektor darüber
 gesprochen. Es geht nicht an.

Hebbel: Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, aber
 dieser Ausspruch ist längst durch die That widerlegt worden,
 die Judith ist in Berlin und in Hamburg gespielt.

König: Es stehen aber doch greuliche Sachen darin.

Hebbel: Ew. Majestät meinen, es stehen starke, unge-
 böhrliche Dinge darin, solche, die man im konventionellen
 Sinn indecente nennt.

König: Ja, ja.

Hebbel: Die sind bei der Aufführung weggeblieben.

König: Sehen Sie! Die sind weggeblieben, das konnte
 ich als Leser aber nicht wissen.

Hebbel: Freilich nicht.

König: Es ist überhaupt wohl zweierlei, ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Spielen zu schreiben?

Hebbel: Eigentlich nicht, aber so wie die Zeiten sind allerdings.

Eine Pause entstand, und um der bekannten Handbewegung zuvorzukommen, verbeugte sich Hebbel und ging. Er hielt die Audienz für erfolglos und tröstete sich mit dem Ausspruch es sei besser ein ediges Etwas gewesen zu sein als ein rundes Nichts.

Dass seine Kopenhagener Reise doch zum Ziel führte, verdankte er vor allem Dehlenschläger. Der dänische Schiller wie ihn Hebbel seiner litterarischen Stellung nach sehr richtig charakterisierte, nahm den deutschen „Kollegen,“ als dieser ihn besuchte, außerordentlich freundlich auf und stattete ihn für die zweite Audienz beim Könige am 23. Januar 1843 mit einem Empfehlungsschreiben aus. Dieses lautete:

„Allergnädigster König! Der deutsche Dichter Friedrich Hebbel, welcher sich diesen Winter hier aufhält und Euer Majestät um ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten dieses Gesuch mit einer allerunterthänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter von seltenen Talenten und echtem Genie. Dieses Zeugnis haben ihm auch bereits viele Kunstrichter erteilt, sowohl für seine Tragödien Judith und Genoveva, wie für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten Dramen noch allzustark zu dem Gewalttamen hingerissen sein, so bezeugen doch diese Werke zugleich den gesunden kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammer schade sein, wenn dieses schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hilfe und Unterstützung finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Unterthan Christians VIII. und wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, wie sein dänischer Bruder in Apoll diessseits der Ostsee. Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter

unterstützten, welche das große Germanien Not leiden ließ. Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben; der große Schiller in Weimar dänischen Adelligen die nötige Hilfe und Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als Dithmarscher ein unter dem Scepter Eurer Majestät geborener Unterthan und hofft daher mit dem freudigen Mut eines Sohnes, daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, zum Wohle seiner und zum Gedeihen seiner Kunst etwas thun wird. Allerunterthänigst Adam Dehlenschläger.“

Der Brief machte Eindruck auf den für Kunst und Wissenschaft wirklich eingenommenen König, und er gab die Verheißung: „Gern werde ich unterstützen.“ Aber die Entscheidung zog sich noch einige Monate hinaus, und natürlich socht dem vom Glück nicht eben verwöhnten Dichter noch öfter der Kleinmut an. Wenigstens nutzte er seinen Aufenthalt in Kopenhagen jetzt einigermaßen aus, machte vor allem die Bekanntschaft Thorwaldsens, der ihm als Mensch wie als Künstler außerordentlich imponierte. Die Modernen denken ja weniger hoch von der Kunst des dänischen Bildhauers, aber sie verdammten wohl nur seine Richtung; daß er ein Meister war, werden auch sie nicht bestreiten. Hebbel wurde durch eines seiner Werke, den Ganymed, sogar zu einem Gedicht begeistert. Außer mit Dehlenschläger, der sich in seinem freundschaftlichen Wohlwollen immer gleich blieb, kam er jetzt auch mit einem jüngeren dänischen Dichter zusammen, mit Peter Ludwig Möller (1814—65), der für die „Judith“ begeistert war und Hebbel zu Vorträgen im Studentenverein veranlassen wollte. Leider verfiel der Dichter im März in eine heftige Krankheit, es packte ihn ein schrecklicher Rheumatismus, der ihm fürchterliche Schmerzen und große Geldausgaben bereitete. Er versuchte es anfänglich, sich durch Humor darüber wegzuhelfen, aber auf die Dauer ging das freilich nicht. In dieser Lage kam der Produktionsdrang, dem Hebbel immer im wörtlichen Sinn des Wortes „unterlag,“ über ihn, er begann sein bürgerliches

Drama „Clara“ oder „Maria Magdalene,“ wie es später genannt wurde. Endlich am 4. April brachte ihm Dehlenschläger die Nachricht, daß ihm der König ein Reisestipendium von sechshundert Reichsthalern (= 1440 Mark) jährlich auf zwei Jahre bewilligt habe, am 12. April erhielt er die offizielle Anzeige von der Finanzdeputation. „Dank dir, mein himmlischer Vater, daß du die Fülle deiner Gnade über den Unwürdigsten ausgeschüttet hast,“ schrieb er jetzt in sein Tagebuch; „es giebt mir ein Vertrauen, daß auch ich mich demaleinst zurechtfinden und zum Ziel gelangen werde.“ Nachdem sein Leiden gehoben, reiste er am 27. April von Kopenhagen ab.

Den Sommer des Jahres 1843 verbrachte Hebbel noch in Hamburg in den gewohnten Verhältnissen, anfänglich mit dem bürgerlichen Trauerspiel und dann mit einer Polemik gegen den dänischen Dichter Johann Ludwig Heiberg (1791 bis 1860), der seinen im Morgenblatt erschienenen aphoristischen Aufsatz „Mein Wort über das Drama“ angegriffen, beschäftigt. Auch scheint er in dieser Zeit den socialen Fragen näher getreten zu sein, wie verschiedene Niederschriften in seinem Tagebuche beweisen. Erst am 9. September konnte er die geplante Reise nach Paris antreten. Er fuhr mit dem Dampfschiff von Hamburg nach Havre, von dort mit der Diligence nach Rouen und dann mit der Eisenbahn nach Paris, wo er am 14. September nachts anlangte. Die Nacht verbrachte er in einem Hotel und fuhr darauf den andern Morgen nach St. Germain en Laye hinaus, wo er sich auf Rat eines Hamburger Bekannten ein Zimmer hatte mieten lassen. Der Rat war sehr thöricht gewesen; denn Hebbel wollte doch Paris kennen lernen, und davon ist St. Germain zwei Meilen entfernt. In Wessellburen, meinte er in einem Briefe an Elise, würde er ebensogut aufgehoben sein. Um die Zeit totzuschlagen, ließ er fünf bis sechs Stunden im Walde herum und pflückte Brombeeren. Einmal ging er zu Fuß nach Paris und übernachtete dann dort, da er das Fahrgehalt sparen und auch kein

„KAZIMIER“ BÖLCSÖNYI TÁR

Hotelzimmer nehmen wollte, auf einer Leiter in einem Neubau. Nur eine Tour nach Versailles, das von St. Germain nicht weit entfernt ist, unterbrach die Ode des halbländlichen Aufenthalts. Anfang Oktober zog Hebbel dann in die Stadt und nahm ein Zimmer in der Rue les Petites Ecuries, Faubourg Poissonnière, später wohnte er in der Rue de Mulhouse. — Mit einem Empfehlungsschreiben von Campe ausgestattet, hatte er sofort nach seiner Ankunft in Paris Heinrich Heine besucht, der seine Gedichte bereits kannte. „Es kam gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns in Gang, wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder (d. h. die Poeten, nicht etwa die Freimaurer) sich einander zu erkennen geben, aus und vertieften uns in die Mystereien der Kunst. Mit Heine kann man das Tieffste besprechen, und ich erlebte wieder einmal die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem andern nur anzuticken braucht, wenn man den eigentsten Gedanken aus seinem Geiste hervortreten lassen will. Das ist sehr selten . . . Im allgemeinen hat Heine einen unerwartet günstigen Eindruck auf mich hervorgebracht. Er ist allerdings etwas angerundet, aber keineswegs dick, und in seinem Gesicht mit den kleinen scharfen Augen liegt etwas Zutrauen-Einflößendes. Daß er Dichter ist, tiefer wahrer Dichter, das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor.“ Heine las dann die „Judith“ und gab ein außerordentlich günstiges Urtheil über sie ab; er erkannte in Hebbel die bedeutendste Kraft der jüngeren Generation. Ein intimeres Verhältniß zwischen den beiden Dichtern bahnte sich jedoch nicht an, dazu waren die Naturen zu verschieden. Zunächst reiste Heine nach Deutschland — es ist die Reise, die dem „Wintermärchen“ den Ursprung gab — und als er dann zurückgekehrt war, da zeigten sich die Vorboten seiner Krankheit in einem ewigen Kopfschmerz. — Den Führer Hebbels durch die Herrlichkeiten von Paris machte Dr. Felix Bamberg, den er durch einen jungen Hamburger Musiker kennen gelernt hatte. Bamberg, später Generalkonsul des Deutschen Reiches

In Genua und durch einige historische Werke bekannt geworden, ist dann mit Hebbel in stetem brieflichen Verkehr geblieben und hat endlich dessen Tagebücher und Briefwechsel herausgegeben. Durch ihn wurde Hebbel mit Arnold Ruge, dem Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher,“ der damals mit seiner Familie in Paris lebte, bekannt und kam häufiger mit ihm zusammen. Ihr Verkehr bestand wesentlich darin, daß sie sich gegenüber standen und sich, Ruge mit seinen pommerischen, Hebbel mit seinen dithmarsischen Hörnern, gegenseitig zerstießen. „Ich könnte,“ schreibt Hebbel, „obgleich wir persönlich ganz gute Freunde sind, keine zwei Schritte mit diesen Leuten gehen, denn sie treiben sich in lauter Widersprüchen herum und sehen gar nicht ein, daß alles Politisieren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für That und Genuß sein kann.“ In Ruges deutsch-französischen Jahrbüchern, von denen nur das erste Heft erschienen ist, fand Hebbel zwei Aufsätze von Friedrich Engels, „Die Lage Englands“ und „Kritik der National-Ökonomie,“ die großen Eindruck auf ihn machten. In der Hauptsache lebte er auch in Paris nach seiner Gewohnheit wieder einsam und übte die altgewohnte Kunst des Geldsparens.

Es war am 22. Oktober 1843, nicht lange nach seiner Übersiedelung in die Stadt, als Hebbel, von einem Spaziergange heimkehrend, einen Brief von Elise vorfand mit der Nachricht, daß sein Sohn Max am 2. Oktober an einer Gehirnentzündung gestorben sei. Hebbels Schmerz war grenzenlos und, wie immer, mit den bittersten Selbstvorwürfen untermischt. Er schrieb Elise, sie möge sofort nach Paris kommen, um dann freilich später, als sie es nicht sofort gethan, wieder davon abzuraten. Bis über Weihnachten hinaus ziehen sich die Trostbriefe an die schwer getroffene Mutter, die zugleich allerlei Erwägungen über die Möglichkeit einer gesicherten Existenz enthalten. Ach, es zeigte sich noch immer keine, und immer mehr stieg doch, wie natürlich, des Dichters Verlangen,

aus Not und Wirrsal endlich herauszukommen. Ein halbes Jahr nach seines Kindes Tod schreibt er: „Glaube mir, Elise, der Schmerz um ein geliebtes Kind, das der Tod entrißte, ist nicht der größte, er reduziert sich doch zuletzt, wenn man ihn in seine Bestandteile zerlegt, auf den Egoismus, daß man ein Leben, das dem Weltganzen angehört, und das aus diesem nicht verschwinden kann, für sich allein haben will. Aber in sich selbst hineinstarren und sich selbst als Ruine niederbrennen sehen müssen, das will etwas sagen, denn so lange ich dieser specielle Mensch bin und in dieser speciellen Haut stecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle; wenn das aber nicht geschieht, wenn alles in mir mit einer eisernen Faust zusammengedrückt wird, ist mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben . . . Ich bin ja kein Narr, der sich die innere Lücke durch ein Wenn — So ausfüllt, ich habe die Beweise meiner Kraft — denn keine Kraft geht zu Grunde, was zu Grunde geht, ist eben nur die Ohnmacht — gegeben und gebe sie täglich, aber die Früchte sind bitter, ich selbst schmecke den steinernen Boden, auf dem der Baum wuchs; das naßkalte Wetter u. s. w. heraus, und ich fürchte sehr, dies bringt mich auch noch um das letzte Resultat meines jämmerlichen Daseins: um eine gesunde und wahrhaft bedeutende Poesie. Das Weltverachtungswesen, so sehr es sich aufspreizt, ist gar nichts und hat nicht mehr Wahrheit und Bedeutung als eine Fieberfäulerei.“ Man sieht wieder, wie verschieden Hebbel von den Grabbe, Büchner und den zeitgenössischen Dichtern des Welterschmerzes im Grunde ist, wie klar er erkennt, was sein Ziel sein muß. Es war zu erwarten, daß er alles daran setzen werde, das Fundament für seine Dichtung, und sei es selbst durch eine verzweifelte That, zu erreichen. In diesem Jahre 1844 verwickelten sich die Dinge wieder: Elise gebär ihm am 14. Mai einen zweiten Sohn, der auf den Namen Ernst getauft wurde.

Als Hebbel die erschütternde Todesnachricht empfing, da war er gerade dabei, sein bürgerliches Trauerspiel zu vollenden —

es ward am 4. Dezember 1843 wirklich abgeschlossen und erhielt gegen das Ende des Jahres den Namen „Maria Magdalene.“ Der Dichter hoffte, es durch die Crelinger in Berlin zur Aufführung zu bringen, aber die Schwangerschaft der Heldin ergab die Veranlassung der Ablehnung, und Hebbel mußte froh sein, das Werk bei Campe gegen ein gutes Honorar abzusetzen. Auf Dr. Bamberg's Rat fügte er eine Vorrede hinzu, in der er sich über das Verhältnis des Dramas zur Zeit und über das bürgerliche Trauerspiel aussprach, eine Vorrede, die ihn und sein Schaffen allerlei Mißverständnissen ausgesetzt hat, dennoch aber als eine der bedeutendsten Äußerungen eines deutschen Dichters über das Drama heute allgemein anerkannt wird. Kuh redet überhaupt von einem unheilvollen Einflusse des Hegelianers Bamberg auf Hebbel, Bamberg hat dagegen protestiert, wohl mit Recht — er war schwerlich bedeutend genug, Hebbel in eine Periode des, wie Kuh sagt, „heillosen Nachgehens hinter den Problemen und Welträtseln der Kunst“ hineinzutreiben; die kam ganz von selbst und mußte kommen, wie sie ja auch für das sociale Drama unserer Tage wiedergekehrt ist. Die „Maria Magdalene“ erschien mit einer Widmung an König Christian VIII. im September 1844.

Trotz allem, was ihn in Paris traf, trotz seines eingeschränkten Lebens und seiner bangen Sorge um die Zukunft ist Hebbel seines Pariser Aufenthalts, der bis zum 26. September 1844, also ein volles Jahr währte, doch einigermaßen froh geworden. Für ihn galt wirklich, was er in dem Epigramm „*Conditio sine qua non*“ als seine Forderung ausgesprochen:

„Götter, ich fordre nicht viel! Ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ocean rollt.“

Er gebrauchte die große Stadt, ihre Menschenflut, ihr wogen-
des Leben, er wollte sich getragen fühlen, ein starkes Gegen-
gewicht gegen die mächtige Welt in seinem Innern verspüren.
Auch zog ihn historischer Boden an. Nach und nach hat er,
meist unter Bamberg's Führung, alles Merkwürdige in Paris

gesehen und sich fast völlig eingelebt, soweit das bei seiner mangelhaften Kenntniss der französischen Sprache möglich war. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts hat er die meisten hervorragenden Gebäude von Paris aufgesucht, die Notre Dame-Kirche, die er einer Krähe verglich, „die sich verspätet hat und mit blinden Augen in den ringsumher aufgeblühten Mai hineinstiert,“ das Pantheon, das einen mächtigen Eindruck auf ihn machte („die Kämpfe sind abgethan, die Kraft ist erprobt, hier darf die Größe in ungestörtem Frieden sich selbst genießen“), das Stadthaus, bei dessen Anblick er an das Ende Robespierres dachte. In Versailles hatte er sich namentlich an die historischen Porträts gehalten, im Louvre und im Luxembourg genoß er dann alte und neue Kunst, von manchem Werke aus tiefste ergriffen. Vor der Judith von Horace Vernet war es ihm, als ob sich die Auffassung des Malers mit der feintgen deckte. Natürlich stand er auch im Dom der Invaliden am Grabe Napoleons, und den Père Lachaise besuchte er wiederholt. Zu häufigerem Theaterbesuch fehlten ihm die Mittel, doch hat er die Rachel im „Einna“ und Madame Georges in Viktor Hugos „Lucrezia Borgia“ — das Stück empörte ihn förmlich — sowie eine Aufführung der „Antigone“ im Odeon gesehen. Auch in den berühmten Circus Franconi kam er einmal. Mit einem merkwürdigen Interesse betrachtete er sich die Tiere im Jardin des Plantes, man möchte fast sagen, schon vom Darwinschen Standpunkte (wie sich denn in der That aus dem Jahre 1847 eine Tagebuchnotiz findet, die die Darwinsche Entwicklungstheorie vorausnimmt), dagegen konnte er sich in der Industrieausstellung nicht zurecht finden: „Alle diese Dinge sind mir nicht allein gleichgültig, sie sind mir widerwärtig. Je mehr sie sich der Kunst nähern, um so mehr ekeln sie mich an. Es ist ganz dasselbe Gefühl im Künstler, das man als Mensch hat, wenn man den Affen sieht“ — in unserm kunstgewerblichen Zeitalter wird man dies Gefühl wohl nicht mehr verstehen. Ein Besuch in der Deputiertenkammer und einer im Palais de Justice

durften in jenen Tagen, wo man von Parlamenten und dem öffentlichen Verfahren noch das Heil der Menschheit erwartete, natürlich auch nicht fehlen; ebensowenig einer in der Morgue. Vor allem fesselte Hebbel aber das Straßen- und Volksleben der Weltstadt: die Boulevards hat er pflichtschuldigst ihrer ganzen Länge nach begangen, aus den Kaffeehäusern zahlreiche kleine Augenblicksbilder entworfen, den Mardi gras und einen Opernhausball samt Cancan geschildert u. s. w. Der Pariser Frühling versetzte ihn in einen wahren Rausch: „Ein einziger Regenguß und alles ist grün. Die Fische heben ihre Köpfe aus den Wellen empor, die Mädchen stecken sie aus den Fenstern heraus, die Glücklichen sind noch einmal so glücklich, die Unglücklichen nur halb so unglücklich wie zuvor.“ Sein Gedicht „Ein Spaziergang in Paris“ giebt vortrefflich seine Stimmung und das bunte Leben dazu wieder, um dann in die Trauer um Thorwaldsens Tod, von dem der Dichter am Abend des Gründonnerstags 1844 überrascht erfuhr, auszufließen. Nicht weniger lebendig als diesen Gründonnerstag hat Hebbel auch das Julifest mit seinen volkstümlichen Veranstaltungen und der glänzenden Illumination geschildert. Von wichtigeren Ereignissen erlebte er in Paris die Begräbnisse Casimir Delavignes und Lafittes und die Enthüllung des Molière-Denkmals. Auch die schöne Umgebung der Hauptstadt, außer Versailles St. Cloud, Vincennes u. s. w. hat er doch leidlich kennen gelernt. Als er am 26. September morgens zur Abreise einpackte, da schrieb er in sein Tagebuch: „Zweundzwanzig Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriff nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum... Heute Nachmittag um Fünf reise ich. Es war ein paar Tage Regenwetter, aber jetzt scheint die Sonne wieder so freundlich, als wollte sie mir die Stadt, die ich verlassen muß, noch einmal im glänzendsten Lichte zeigen, damit ich sie nicht vergesse. Das ist unnötig. Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebwohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmsten

Segen! Blühe länger als alle Städte der Welt zusammen-
genommenen!" Den letzten Wunsch könnte ihm der deutsche
Patriotismus übelnehmen, er hat aber in einem späteren, in
seine Werke aufgenommenen Aufsatz über Paris selbst die
nötigen nationalen Anmerkungen gemacht.

Auf der Reise von Paris nach Rom hat Hebbel ein Dia-
rium geführt, das ebenfalls in seinen Werken zu finden ist.
Er fuhr über Auxerre nach Chalons und von da mit einem
Dampfschiff auf der Saone nach Lyon. Die Lage dieser Stadt
erinnerte ihn an die Heidelberg. Er blieb hier eine Nacht
und reiste dann auf der Rhone nach Avignon weiter, wo er
sich, da er keinen Platz in der Post mehr fand, notgedrungen
einen Tag aufhielt und die Merkwürdigkeiten besichtigte. Der
Charakter dieser alten Papststadt wie überhaupt der Südfrank-
reichs ging ihm hier und bei der Weiterreise in voller Deut-
lichkeit auf. Nach einer Nachtfahrt erreichte er Marseille und
betrachtete, daß noch am selben Tage das Dampfschiff nach
Civitavecchia abgehe, doch hatte er noch so viel Zeit, die
Stadt zu besichtigen, die ihm viel weniger imposant vorkam
als Lyon. Dann ging's zu Schiff. „Auf dem Verdeck um-
herwandeln und, während alles um mich herum arbeitete und
die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir zum
Brennpunkt sammelnd, sowie das in leisen Umrissen aufdäm-
mernde Kommende ahnungsvoll im voraus genießend, emp-
fand ich jetzt stundenlang eine solche Seligkeit des gesättigten
Daseins, wie ich sie noch nie empfunden habe und sie viel-
leicht auch nie wieder empfinden werde. Es war fünf Uhr,
die Sonne senkte sich ins Meer, es war noch hell, aber nicht
mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch
einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst
zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes,
schönes Rot, das unten am Horizont ansetzte und erst sehr
spät, als das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in
die offene See hinauselte, verlosch. Ich ging, ohne aufhören
zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den

höchsten Augenblick meines Lebens genieße und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Sehen bedingten Rhythmik meines Leibes abhängt, es war ein ganz einziger Zustand.“ Die Seereise, bei der Korsika, Caprera und Elba in Sicht kamen, verlief sehr glücklich, am 3. Oktober früh lag Civitavecchia „unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getriebten Himmel“ vor den Reisenden, am Mittag fuhr der Dichter von der kleinen Hafenstadt mit der Diligence ab und war um 9 Uhr in Rom.

Hebbels italienischer Aufenthalt, der vom 3. Oktober 1844 bis Anfang November 1845 währte, ist ihm im ganzen viel weniger ersprießlich gewesen als der Pariser — natürlicherweise, denn seine Mittel wurden immer knapper, so daß er z. B. nicht einmal seine Kleidung erneuern konnte, und immer drohender stieg die Sorge um die Zukunft vor ihm empor. Auch war seine Gesundheit bei dem italienischen Klima viel weniger gut als in Frankreich, zumal er selbstverständlich wieder am eigenen Leibe sparte. In Rom fehlte ihm zunächst das mächtige Pariser Leben — „Paris sei ein Ocean, Rom das Bett eines Oceans,“ sagte er — doch nach und nach entschädigte ihn dafür die unvergleichliche Natur, die er zu preisen dann nicht müde wird. Auch an dem Volksleben Italiens nahm er den gebührenden Anteil, dagegen konnten ihm die bildende Kunst und auch die Geschichte der ewigen Stadt bei weitem nicht so viel sein wie unzähligen anderen, die wohl vorbereitet zum Lernen und Genießen nach Italien gekommen. Er brauchte Italien noch nicht, meint sein Biograph; man könnte vielleicht sagen, er gebrauchte es, die ausgesprochen nordische Natur, die er war, überhaupt nicht, wenigstens nicht für seine Kunst. Daß er sich doch alles dessen, was an ihn herantrat, zu bemächtigen versuchte, versteht sich von selbst, er hat den Apollo von Belvedere, die Laokoön-Gruppe und die Juno Ludovisi so gut bewundert wie die Fresken Michelangelos und Raffaels und sich auch nach seiner Weise über die empfangenen Eindrücke Rechenschaft zu geben versucht, er hat die

Größe der Peterskirche und die Harmonie des Pantheons tief empfunden und die Reste des Kolosseums angestaunt, aber er hat sich niemals eingeredet, daß mit dem Schauen dieser Dinge für ihn ein neues Leben beginne. Weihnachten, den Karneval, die Osterwoche hat er in Rom erlebt, aber beispielsweise für die Schilderung des Karnevals einfach auf Goethe verwiesen und von dem Osterpomp sich sogar abgestoßen gefühlt — der einzig ergreifende Moment für ihn war, als der Papst, nicht mehr in pontificalibus, sondern all seiner hohenpriesterlichen Pracht entkleidet, zum Grabe der Apostel ging, um zu beten: „Der Anblick des alten Mannes mit seinen schneeweißen Haaren ergriff mich, wie mich alles Menschliche ergreift, während heilige Fragen mich kalt lassen.“

Glücklicherweise lebte Hebbel in Rom nicht völlig einsam, er fand unter den deutschen Künstlern, über die er sich im allgemeinen, wohl mit Recht, wegwerfend äußerte, Genossen, sogar einen Freund. Dies war Louis Gurlitt aus Altona, also ein Landsmann, der noch heute geschätzte Landschaftler. Gurlitt nahm sich Hebbels fast wie ein Bruder an, er bewog ihn, sein ungesundes, weil sonnenloses Zimmer in der Straße Vicolo della Frezza aufzugeben und zu ihm in die Nähe des Quirinals zu ziehen, er führte ihn zu dem Weihnachtsfest der dänischen Künstler, bei dem Hebbel sehr geehrt wurde, nach Frascati und Cervaro, wo Hebbel, ebenfalls bei einem Künstlerfeste, Cornelius kennen lernte, er streckte ihm endlich in der zartesten Weise zweimal eine größere Summe vor. Dabei hatte er von der Reizbarkeit des Dichters viel zu leiden. Außer mit Gurlitt verkehrte Hebbel mit dem Österreicher Robert Kolbenheier und öfter auch mit Karl Nahl, der damals sein Kataombenbild schuf. Der Ruf der Erstlingsdramen des Dichters war inzwischen auch nach Rom gelangt, Hebbel war eine Berühmtheit geworden und wurde von den Deutschen, die nach der ewigen Stadt kamen, wohl schon als solche aufgesucht, was ihm freilich den Gegensatz seiner dichterischen Stellung und seiner materiellen Lage nur noch peinlicher ausdrängen

mußte. Aber er hätte sich auch unberühmt, bloß durch seine Persönlichkeit Aufmerksamkeit erzwungen. „Die Menge Gehirns substanz,“ schreibt Kolbenheier, „die Hebbel während einer Stunde Gespräches verbrauchte, reichte hin, den Bedarf, welchen davon ein gewöhnlicher Mensch für seine geistige Gesamthätigkeit während vieler Tage notwendig hat, reichlich zu decken.“

Am 16. Juni 1845 verließ Hebbel in Begleitung Kolbenheiers Rom und ging nach Neapel. Auf der Reise dorthin fiel ihm die reiche Vegetation der Pontinischen Sümpfe, die für das Mark des Erdreichs bürge, und später die üppige Fruchtbarkeit der Campagna Felice auf. „Der Segen quillt aus dem Boden empor, es ist wie ein Goldregen von unten herauf; Feigen, Öl, Wein, Korn, alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge.“ In Neapel wohnte er zuerst Strada Lucia und dann in der Locanda la bella Venezia unweit des Toledo. Er hatte gehofft, in Neapel arbeiten zu können, aber die Hitze machte es unmöglich. So entstand in Italien außer in Rom geschaffenen zahlreichen Sonetten und Epigrammen nur der erste Akt des „Moloch,“ doch brachte der Dichter die Stoffe der „Julia“ und des „Trauerspiels in Sizilien“ von dort mit. Er litt unter der Angst, daß sein Produktionsvermögen erloschen sei. Auch in Neapel fehlte es ihm nicht an Verkehr; näher trat ihm vor allem Hermann Hettner, während ihm Theodor Mommsen, der damals auch in Neapel war, unangenehm war, ebenso Adolf Stahr, durch den dann das Verhältnis zu Hettner erschüttert wurde. Seine Besteigung des Vesuvus hat Hebbel mit Hettner und Mommsen unternommen — eine Schilderung findet sich in seinen Werken. Pompeji hat ihn sehr enttäuscht, Sorrent und Capri hat er nicht gesehen und auch auf die Reise nach Sizilien, obwohl diese gelegentlich einer Archäologen-Versammlung leicht zu ermöglichen gewesen wäre, verzichten müssen. Mitte Oktober reiste er wieder von Neapel ab, blieb noch zehn Tage in Rom und fuhr dann nach Ancona, um von dort mit dem Dampfschiff Triest zu erreichen. Eile that not, denn ein Besuch um

Verlängerung seines Reisestipendiums war ihm abgeschlagen, nur das Geld zur Heimreise gewährt worden. Trieft gefiel ihm, aber er mußte weiter. „Wir fuhren drei Stunden, um einen Berg hinauf und wieder hinunter zu kommen, der Trieft von dem deutschen Boden abschließt; dann hielt der Wagen, um untersucht zu werden, und wir stiegen aus. Wie ward mir! Ein eiskalter Wind blies mich an, Regentropfen fielen, mich fröstelte, und auch meine Seele begann zu schauern. Das war der Gruß des Vaterlandes.“ Am 4. November früh sechs Uhr langte er fieberkrank in Wien an. „Ich komme nach Deutschland mit der festen Überzeugung zurück, daß ich die litterarische Schlacht verloren habe, verloren an Lumpen, nicht an Götter, aber nichtsdestoweniger verloren“ — das war seine Stimmung. Aber die Rettung war näher als er glaubte, er sollte Wien nicht wieder verlassen, die Wander- und auch die Leidensjahre waren zu Ende.

Das einzige größere Werk, das er in diesen Jahren vollendet, ist sein bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalene“ (Univ.-Bibl. Nr. 3173), von vielen für die beste bürgerliche Tragödie der Deutschen gehalten, also noch über Schillers „Kabale und Liebe“ gestellt. Wenn Geschlossenheit der zur Anschauung gebrachten Lebensphäre und der künstlerischen Komposition, tragische Konsequenz und vollendete Charakteristik, endlich Lebenswahrheit des Details, die doch die Schönheit, eine herbe Schönheit freilich, nicht ausschließt, als Kennzeichen eines hervorragenden dramatischen Werkes gelten müssen, so ist die „Maria Magdalene“ Hebbels unbedingt eines. Sie ist die Tragödie der Kleinstadt oder, wenn man will, die des ehrenfesten Kleinbürgerlichen norddeutsch-protestantischen Wesens, das die Selbstverantwortlichkeit outriert, und stellt zugleich einen Zusammenstoß zweier Zeitalter dar, den ewigen Kampf der Alten und der Jungen, die sich nicht verstehen. Specieller gefaßt ist das Stück dann das Trauerspiel von der Gefallenen, die, obwohl sie zu jeder Buße bereit ist, erbarmungslos aus der Welt gedrängt wird, aber heileibe kein Tendenzstück, das

gegen die Moral der Gesellschaft Sturm läuft, eine unbesangene Dichtung, die, wie jede echte Tragödie, eben nur bis zu den Wurzeln der Menschennatur hinabsteigt und Grundverhältnisse aufdeckt. Sich von ihrem Jugendgeliebten vergessen wähnend, ist Klara, des Tischlermeisters Anton Tochter, um ihre Versorgung zu finden, ein Verhältniß mit dem Schreiber Leonhard eingegangen, wie es eben alle Mädchen ihres Kreises thun. Als der Jugendgeliebte zurückkehrt und die Jugendliebe „wieder die Augen aufschlagen will,“ verlangt der Bräutigam von Klara das Letzte, was ein Weib zu geben hat, und sie giebt es, um seinen Argwohn zu beschwichtigen, halb aus Schicksalstroh, halb in Verzweiflung. Dann bricht das Unglück über ihre Familie herein: Ihr Bruder wird als Dieb verhaftet, die kaum von einer Krankheit genesene Mutter stirbt vor Schreck, der Schreiber benutzt die Verhaftung, um von dem Verlöbniß zurückzutreten, um so lieber, als er jetzt weiß, daß die gehoffte Aussteuer fehlen wird. Aber Klara muß heiraten, ihr Vater hat geschworen, daß er sich selbst töte, wenn auch sie ihm Schande mache; so beschwört sie, nachdem sich die Unschuld ihres Bruders herausgestellt, ihren Verführer kniefällig, sie nicht zu verstoßen. Der hat sich jedoch schon andertweitig gebunden, auch der Jugendgeliebte kann nicht helfen, da sein falscher Stolz es nicht zuläßt, der Nachfolger eines Schufsts zu sein („darüber kann kein Mann weg“), und so geht Klara in den Tod. Der Vater, dessen Härte sie im Grunde hineingetrieben, steht trotzig da wie zuvor: „Ich verstehe die Welt nicht mehr.“ Es ist ganz unmöglich, den gewaltig ergreifenden Eindruck des Stückes, wie er namentlich von der Heldin und ihrem alten Vater, dessen innere Herzensweichheit wir doch immer wieder spüren, ausgeht, in wenigen Worten zu schildern — schwächliche Naturen ertragen ihn nicht leicht, und die gesellschaftliche Prüderie hat sich natürlich auch oft genug gegen das Stück aufgelehnt. Aber sicherlich ist der Fall Klaras, der den Stein des Anstoßes bildet, nicht bloß aus dem Milieu und der Situation, auch aus dem Charakter

der Heldin durchaus hinreichend motiviert, ja, die Art und Weise des Fallens ist es gerade, die sie in die Region der tragischen Charaktere erhebt, Sinnlichkeit durfte hier auf keinen Fall ins Spiel kommen. Weiter aber war auch die sogenannte Versöhnung, die ja die echte Tragödie überhaupt nicht kennt, da sie dann keine mehr wäre, von vornherein ausgeschlossen; Charaktere wie der Meister Antons zerschmelzen nicht in Neue, höchstens eine Ahnung kommt ihnen, daß nicht alles in Ordnung sei. Allerdings muß man wohl außer der höchsten Anschauung von der Kunst, die nicht „spielt,“ auch einiges Verständnis für specifisch-norddeutsches Wesen haben, wenn man „Maria Magdalene“ voll würdigen soll; man findet nicht bloß zahlreiche Wesselsburner Züge (obschon doch das Ganze aufs Allgemeindeutsche gestimmt ist), man findet auch den Dithmarscher Trotz in den Hauptgestalten des Werkes wieder. Einmütig hat man immer, so unter andern Fr. Th. Vischer, die vollendete dramatische Form dieser Tragödie gerühmt, ihren analytischen Gang, der mit jedem Schritt vorwärts zugleich ein Stück Vorgeschichte aufheilt und schon dadurch jede Brutalität, wie sie das moderne naturalistische Drama mit Vorliebe direkt vor den Zuschauer stellt, vermeidet. Es ist aber auch positive Schönheit in dem Stück, ja, man kann sagen, alles in ihm hat die höchstmögliche Form gewonnen, auch die Sprache, die nichts weniger als realistisch oder gar naturalistisch, aber treu in der gegebenen Sphäre ist. Klaras Monologe gehören mit zum Schönsten, was wir überhaupt in deutscher Sprache besitzen. Im ganzen hat Hebbel seine Absicht, mit der „Maria Magdalene“ „das bürgerliche Trauerspiel zu regenerieren und zu zeigen, daß auch im eingeschränktsten Kreise eine zerschmetternde Tragik möglich ist, wenn man sie aus den rechten Elementen, aus dem diesem Kreise selbst angehörigen abzuleiten versteht,“ ohne Zweifel erreicht. Das Stück wirkt noch heute als Ereignis und hat ebenbürtige Nachfolge nicht gefunden, obwohl man nie aufgehört hat, wie hier Hebbel, alte und neue Zeit zusammenstoßen zu lassen.

6.

Wien hat den Umschwung in Hebbels Leben gebracht: Er hatte sich innerlich mehr und mehr von Elise Lensing gelöst, er hatte, wie Ruh sagt, die Kraft und den Mut gewonnen abzuwerfen, was den Dichter wie den Menschen umgebracht hätte, und jetzt fand sich auch die Gelegenheit. Es hat keinen Zweck, die einzelnen Stadien der Loslösung, wie sie der Briefwechsel mit Elise seit Paris sehr deutlich aufweist, hier zu schildern — von Schuld freizusprechen ist der Dichter auf keinen Fall, aber ebensowenig wird sich ein vernünftiger Mensch verhehlen, daß er unter dem Zwang der Nothwendigkeit handelte, daß hier, wie schon einmal angedeutet, eine wirkliche Tragödie vorliegt. Mit Elise mußte er zu Grunde gehen, ohne Elise konnte er sich, konnte er dem deutschen Volke einen Dichter, der bereits den Beweis hohen Könnens geliefert hatte, retten, und er that es. Wie, das zeigt eine kurze Tagebuchnotiz vom 26. Mai 1846: „Es ist zehn Uhr morgens, ich bin angekleidet, um zu Mittag in die Kirche zu fahren und mich mit Christine Enghaus aus Braunschweig zu verheiraten.“

Hebbel hatte noch schwere Tage in Wien erlebt, ehe sein Jugendschicksal bis zu diesem Abschlusse gelangt war. Da Deinhardstein, der bekannte Dichter des „Hans Sachs“ und ehemalige Vicedirektor des Burgtheaters, seine Dramen in den von ihm herausgegebenen Wiener Jahrbüchern sehr gelobt, hatte Hebbel ihn besucht und war fast enthusiastisch aufgenommen worden. Auch mit Grillparzer kam er zusammen, der ihn an Friedrich Schlegel als einen großen Verehrer seiner Dramen wies. Weiter lernte er Ludwig August Frankl und Otto Prechtler, sowie die Burgtheaterschauspieler Löwe und Anschütz kennen; der letztgenannte führte ihn wieder der Burgtheaterschauspielerin Christine Enghaus zu, die die Judith und die Klara zu spielen wünschte. Kurze Zeit wiegte sich Hebbel in Hoffnungen, dann aber erkannte er die Unzuverlässigkeit der Wiener und war im Begriff nach Prag und von da nach Berlin abzu-

reisen, in jeder Beziehung vis à vis du rien — da im letzten Augenblick bemächtigten sich seiner — das ist der richtige Ausdruck — zwei galizische Edelleute, Wilhelm und Julius Zerbini di Spofetti, begeisterte Verehrer seiner Dichtungen, führten ihn in das Hotel zum Erzherzog Karl und brachten eine völlige Änderung seiner Lage zustande. Und nun brach auch der Enthusiasmus der Wiener Jugend für den, wie es ihr schien, revolutionären Dichter hervor, Hebbel ward eine Zeitlang beinahe Mode. Das alles würde ihn schwerlich in Wien gehalten haben, wenn nicht die Liebe für Christine Enghaus, die er jetzt wieder und bald täglich sah, hinzugekommen wäre. Wohin sie führte, ist bereits angegeben. Ohne jede Beschönigung hat Hebbel in seinem Tagebuch das Motiv seines Handelns niedergeschrieben: „Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich that es sicherlich aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dieses edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige Rettung sehen mußte. Ich zögere nicht, dieses Bekenntnis unumwunden abzulegen, soviel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen deutschen Jüngling zum Richter hätte. Auf eine unbefiegbare Leidenschaft darf man sich nach dem dreißigsten Jahre, nach meinem Gefühl, nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloses Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Resultat aller vorhergegangenen, das Dasein selbst mit seinem ganzen Gehalt ins Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war. Es ist meine Überzeugung und wird es in alle Ewigkeit bleiben, daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm angehört, die das Bedeutendste ist, denn aus ihr allein entspringt sein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann; diese Kraft ist in mir die poetische: wie hätte ich sie in dem miserablen Kampf um die Existenz lebendig erhalten und wie hätte ich diesen Kampf ohne sie auch nur notdürftig in die Länge ziehen sollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung

auf das Wahre und Edle, bei meiner völligen Unfähigkeit zu handwerkern an einen Sieg gar nicht zu denken war.“*)

Die Ehe Hebbels war zu Anfang nicht ohne Kämpfe; es war ja schwer mit ihm zu leben, sein fürchterlicher Sähzorn brach doch immer einmal hervor, auch gab sein Bestreben, den Haushalt der angesehenen Burgtheaterschauspielerin auf einen schlichtbürgerlichen Fuß herabzusehen, manchen Anlaß zu Mißheftigkeiten, wenn nicht zwischen ihm und seiner Frau, doch zwischen ihm und deren Verwandten. Aber dann wurde die Ehe außerordentlich glücklich, Christine Hebbel erkannte ihres Mannes Natur und wußte das ursprünglich Edle in ihr von den Nachwirkungen seiner Schicksale zu trennen. Mehr und mehr traten diese im Laufe der Zeit natürlich auch zurück. Am 27. Dezember 1846 gebar Christine Hebbel einen Sohn, der aber bereits wieder am 14. Februar 1847 starb. Auch Hebbels Sohn Ernst in Hamburg starb in diesem Jahre, am 12. Mai. Da setzte es Christine durch, daß Hebbel Elise Lensing, die schwer gebeugte Mutter, nach Wien einlud, und Elise folgte diesem Rufe. Sie hat dann über ein Jahr in Hebbels Hause gelebt, der Lebenstragödie hat der versöhnende Abschluß nicht gefehlt. Elise Lensing starb am 18. November 1854. Bei ihrem Tode schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Welch ein verworrenes Leben, wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber als ihr in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen.“

So war denn Dr. Friedrich Hebbel — den Doktor der Philosophie hatte er 1844 zu Erlangen in absentia mit einer aus seinem „Wort über das Drama“ geschaffenen Dissertation erworben, das Diplom aber erst zwei Jahre später auslösen können — in der Kaiserstadt an der Donau ansässig und ist

*) Diese wichtige Stelle fehlt wie so manches andere in der Bambergschen Ausgabe der Tagebücher. Bedeutenden Menschen kann die volle Wahrheit immer nur nützen, nur das Verschweigen schadet ihnen.

dort auch, von einigen Reisen abgesehen, bis an sein Lebensende geblieben, ein Österreicher ist er aber darum selbstverständlich nicht geworden, hat vielmehr sein norddeutsches Wesen in Leben und Kunst siegreich behauptet. Die Stadt Wien gefiel ihm von vornherein, „Wien ist eine schöne, imposante Stadt und mag im Sommer mit Italien wetteifern,“ schrieb er gleich zu Anfang seines Aufenthalts an Elise, „denn die schönsten Gegenden liegen ringsherum, und ein Spaziergang über die Bastei gewährt selbst jetzt herrliche Aussichten; die eigentliche Stadt ist nur klein, aber Vorstädte, die sich ins Unendliche auszudehnen scheinen, umgeben sie, ohne mit ihr zu einem unordentlichen Klumpen zusammenzufließen; dies verhindern die sogenannten Glacis, große grüne, mit Alleen bepflanzte Plätze, die die Vorstädte von der Stadt scheiden.“ Im allgemeinen hat sein Wohlgefallen an der Stadt angehalten, und zumal im Prater ist er, ein eifriger Spaziergänger, geradezu heimisch gewesen, hat zahllose Verse aus ihm heimgebracht. Gewohnt hat er mit seiner Frau erst am Josephstädter Glacis und zuletzt Richtensteinsstraße Nr. 13, wo er auch gestorben ist. Weniger als Wien gefielen ihm die Wiener, ja, man kann sagen, daß ihn das Wienertum mit seiner Lebenswürdigkeit, Schlottrigkeit und Unzuverlässigkeit geradezu empörte, wofür sich dieses durch die Kolportage boshafter Hebbel-Anekdoten, meist das angeblich übertriebene Selbstgefühl des Dichters verspottend, bis auf diesen Tag gerächt hat. Zu keiner der Wiener Literaturgrößen gewann Hebbel ein Verhältnis: Grillparzer, den er, obwohl ihn Laube damals noch nicht wieder entdeckt hatte, außerordentlich verehrte, machte bissige Epigramme auf ihn, Bauernfeld räsionierte, wie immer und überall, auch über Hebbel, mit Friedrich Halm kam Hebbel schon deswegen nicht zusammen, weil seine Frau eine Konkurrentin von dessen Freundin Julie Rettich war, und das angespannne Verhältnis mit Deinhardstein schloß wieder ein. Dagegen ist Hebbel mit Ludwig August Frankl und Otto Prechtler in stetem Verkehr geblieben, ohne daß ihm diese

freilich viel sein konnten; manches aus ihren Erinnerungen über Hebbel Mitgeteilte ist denn auch sehr schief. Das gilt fast noch im höheren Grade von dem, was Eduard Hanslick, der mit dem Ästhetiker Robert Zimmermann Ende der vierziger Jahre mit Hebbel verkehrte, über diesen geschrieben. Am nächsten stand Hebbel zu dieser Zeit Siegmund Engländer, ein schriftstellerisch, wenn auch nicht poetisch sehr begabter junger Mann jüdischer Abkunft, der dann leider in die politischen Wirren des Jahres Achtundvierzig geriet. Später trat Emil Kuh, ebenfalls Jude, an dessen Stelle. Außerdem aber sammelte sich noch ein weiterer Kreis junger Leute um den Dichter, zu dem Julius Glaser, der spätere Justizminister, Karl Werner, später Landesschulinspektor, der Musiker Debrois van Bruylt gehörten. Mit Adolf Pichler, dem Tiroler Dichter, der in Wien studierte, und dem Dramatiker Wilhelm Gärtner, einem Wiener Geistlichen, hatte Hebbel ebenfalls Beziehungen.

Seine Stellung als deutscher Dichter hing natürlich kaum oder doch nur wenig von der Geltung, die er in Wien genoß, ab. Außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle begann man sich jetzt ernsthaft mit Hebbels Werken zu beschäftigen, vor allem die „Maria Magdalene“ erregte Aufsehen. Sie wurde im Jahre 1846 zum erstenmal im Leipziger Stadttheater unter der Leitung Heinrich Marrs aufgeführt und in der Folge auch noch auf kleineren Bühnen gegeben; Arnold Ruge schrieb in der Leipziger Revue einen Aufsatz „Hebbels Maria Magdalene eine Tragödie, Gustav's Uriel Acosta keine Tragödie,“ und nicht viel später erschien Fr. Th. Vischers Charakteristik Hebbels, die eine fast unbedingte Anerkennung des bürgerlichen Trauerspiels enthielt. „Diesem herben, schroffen Geist soviel abgezwungen zu haben,“ schrieb Hebbel damals, „schlage ich hoch an. Es gereicht mir zur inneren Beruhigung, denn mehr als Vischer und Rötcher brauche ich nicht, die sind mir aber auch notwendig.“ Auch mit dem letztgenannten hatte sich inzwischen ein Verhältnis angebahnt und weiter mit Gustav Kühne, der damals die „Europa“ heraus-

gab. Selbstverständlich fehlte auch das Unerfreuliche nicht, Gutzkow und die Mehrzahl der Jungdeutschen sowie ihr gesamter journalistischer Anhang standen gegen Hebbel, und es ward im Mißverstehen und Verdrehen Hebbelscher Intentionen das Menschenmögliche geleistet; für die Schwächen des Dichters hatte man den schärfsten Blick, für seine Vorzüge keinen. Doch das ist das Los aller wahrhaft großen künstlerischen Talente gewesen, und eine so ausgeprägte Persönlichkeit wie der Dithmarscher Dichter konnte ihm auf keinen Fall entgehen. Unglücklicherweise boten gerade seine der „Maria Magdalene“ folgenden Veröffentlichungen den Angriffen seiner Gegner günstige Objekte. Das waren das Lustspiel „Der Diamant,“ das erst jetzt, 1847, erschien, der erste Akt des „Moloch,“ der in Kühnes „Europa,“ das „Trauerspiel in Sizilien,“ das, am 9. Januar 1847 vollendet, zuerst in der Leipziger Novellenzeitung desselben Jahres (1851 als Buch) veröffentlicht wurde. Im Jahre 1847, am 24. Oktober, wurde auch das Trauerspiel „Julia“ fertig, das Hebbel zunächst als Manuscript (als Buch gleichfalls 1851) drucken ließ. Ende 1847, mit der Jahreszahl 1848 erschienen bei F. F. Weber in Leipzig seine „Neuen Gedichte.“

Die Stürme des Jahres 1848, die nun hereinbrachen, haben weder Hebbels Leben noch seine Kunst stärker beeinflusst, wenn er auch an den politischen Ereignissen der Zeit seinen Anteil genommen hat. Er hatte eine feine Witterung für die Veränderungen der Zeitatmosphäre:

„Altes Chaos,
Quillst du in Dämpfen,
Alles benebelnd,
Vieleß erstickend,
Um die Welt wieder auf?“

schrieb er Ende 1847 in sein Tagebuch; den Sturz des Absolutismus, den die Märztage brachten, hat er dankbaren Herzens begrüßt, aber von dem großen Rausch des tollen Jahres ist er nicht ergriffen worden, und die revolutionären Zustände

hat er aufrichtig verabscheut. „Ich lebe jetzt in einem anderen Österreich, in einem Österreich, worin ich sicherer bin, wie Fürst Metternich,“ heißt es unterm 15. März im Tagebuche, „wo Preßfreiheit proklamiert, Nationalbewaffnung eingeführt, eine Konstitution versprochen ist!“ Unterm 25. liest man schon: „Was weiter werden wird, ist schwer zu sagen, und jubeln kann ich nur, wenn ich an eine spätere Generation denke, die jetzige ist wohl zu schweren Dingen bestimmt,“ und am 20. Juni heißt es: „Man reißt jetzt das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigentümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zu Grunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: auch wir wissen, daß dies ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht ihr zu, wie ihr ohne Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt!“ Friedrich Hebbel war eben konservativ im höchsten und edelsten Sinne, niemals Parteimensch; weder reaktionär noch radikal, hielt er den Blick immer auf die Grundverhältnisse der Menschheit gerichtet. Politisch hervorgetreten ist er 1848 als Kandidat für das deutsche Parlament in der Wiener Josephstadt (der Leopoldstadt nach einer Angabe E. M. Frankls) — die Wiener, die ihn wählen sollten, konnten leider seinen norddeutschen Dialekt nicht verstehen —, weiter als Mitglied einer Deputation des Wiener Schriftstellervereins Konfordia an den Kaiser in Innsbruck, als welches er sich nach der Aussage Otto Prechtlers zum Redner aufgeworfen und dem guten Kaiser Ferdinand einen heillosen Schrecken eingejagt haben soll (Hebbels Briefe an seine Frau und ein Aufsatz von ihm stellen die Audienz glaubhafter als reine Formalität dar und legen auf ein ernsthaftes Gespräch mit Erzherzog Johann und eine Audienz beim Erzherzog Franz Karl den Nachdruck), endlich als Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Hebbels Be-

richte an diese, in den neueren Ausgaben seiner Werke gedruckt, verraten politische Einsicht und vor allem ein starkes Nationalgefühl. Die nachfolgende Stelle hat auch noch für unsere Tage Bedeutung: „Stehen die Völker einander in dem europäischen Staatensystem bis jetzt nicht noch gerade so trotzig abgeschlossen gegenüber, wie früher die Stände im einzelnen Staat? Zeigt sich in der jetzigen Krisis auch nur die kleinste Spur von einer Bereitwilligkeit der Nationalitäten, sich aufzulösen und in die Menschheit aufzugehen? Besinnen sich im Gegenteil nicht sogar diejenigen, die aufgelöst und mit anderen verschmolzen schienen, wieder auf sich selbst? Und würde das Volk, das, bevor die übrigen reif sind, damit den Anfang machen wollte, sich nicht dadurch vernichten? Die Lehre: Liebet alle anderen Völker mehr als euch selbst! muß erst allgemein gepredigt werden, ehe sie befolgt werden kann, und wir, die wir ihr bisher immer mehr als billig zugethan waren, thun sehr wohl, sie endlich aufzugeben. Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philosophischen Ehrentitel? Doch wohl nur unseres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoisten den Großmütigen spielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verschenten ließ. Ich dachte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabschieden; wir brauchen nicht zu besorgen, daß er anderwärts engagiert wird, wir können den Liebling zu jeder Stunde wiederhaben.“

Hebbel hat noch bis in den Januar 1849 hinein für die Allgemeine Zeitung Berichte geschrieben, zwischendurch aber hatte er eine Periode poetischer Produktion gehabt und die bereits am 23. Februar 1847 begonnene Tragödie „Herodes und Mariamme“ vollendet. Eine Hauptscene des fünften Aktes wurde während der Wiener Schreckenszeit, während in der Nähe der General Bem die Barrikade am Praterstern gegen die Rotmäntel Sellachichs verteidigte, gedichtet, der Abschluß erfolgte am 14. November 1848, kurz nach der Einnahme Wiens. Zum erstenmal durfte Hebbel bestimmt auf eine Aufführung seines Dramas rechnen, denn das Jahr Achtundvierzig

hatte ihm die Pforten des Burgtheaters geöffnet, und „Judith“ und „Maria Magdalene“ waren sogar Kassenstücke geworden. Die Aufführung erfolgte am 19. April 1849, und der Dichter erlitt eine Niederlage, „das Publikum war sichtlich nicht imstande, der Komposition zu folgen,“ schreibt er selbst. Das Stück ist nicht leicht zu verstehen, selbst der Ästhetiker Robert Zimmermann redet von der „psychologischen Unbegreiflichkeit“ der Heldin; dennoch gehört es unzweifelhaft zu den Werken, bei denen nur das Publikum durchfallen kann. Ein nicht viel günstigeres Schicksal als „Herodes und Mariamne“ hatte am 21. November desselben Jahres das Märchenlustspiel „Der Rubin,“ das Hebbel vom 1. April bis 19. Mai 1849 nach dem in München entstandenen gleichnamigen Märchen geschaffen; es erlebte aber wenigstens die obligaten drei Aufführungen, während der Dichter den „Herodes“ sofort nach der ersten zurückzog. Die Zulassung Hebbels zum Burgtheater war unter der Direktion Franz von Holbeins erfolgt, der auch noch die „Julia“ angenommen hatte; Holbein trat zum Ende des Jahres 1849 ab, und es folgte ihm Heinrich Laube, der sich Hebbel von vornherein feindselig erwies. Doch war dieser jetzt nicht mehr der Mann, sich verbittern zu lassen. Eine Zeitlang war er Redakteur des Feuilletons der Österreichischen Reichszeitung und verfaßte für diese und für andere Blätter eine ganze Anzahl wichtiger Aufsätze und Kritiken; das Jahr 1850 brachte ihm außerdem den zweiten Akt des „Moloch“ und das kleine satirische Drama „Michelangelo,“ das eine Art Selbstbefreiung bedeutet. Am Ende dieses Jahres schrieb Hebbel ins Tagebuch: „Wenn ich nur behalte, was ich habe, so will ich unendlich zufrieden sein,“ die glücklichste Periode seines Lebens beginnt.

Das bedeutendste dichterische Erzeugnis der Wiener Übergangszeit Hebbels, wie man die Jahre 1846 bis 1850 bezeichnen kann, ist ohne Zweifel die Tragödie „Herodes und Mariamne,“ sie schließt sich den großen Jugendwerken in der Wichtigkeit der Conception würdig an und übertrifft sie in all

den Eigenschaften, die die Reife verleiht. Neben ihr scheinen die beiden socialen Dramen „Ein Trauerspiel in Sizilien“ und „Julia“ wenig zu bedeuten, und in der That kann man sie keineswegs gelungene Werke nennen, doch aber sind sie für die Entwicklung des modernen Dramas äußerst wichtig, sind Vorläuferstücke κατ' ἐξοχήν. Das „Trauerspiel in Sizilien,“ von Hebbel in einer Zuschrift an Röttcher „Tragikomödie“ getauft („eine solche ergiebt sich überall, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der anderen jedoch nicht die berechnete sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen“), ist der Vorläufer der die modernen Volkszustände schildernden naturalistischen Dramen, beispielsweise der Gerhart Hauptmanns, die fast alle den Namen Tragikomödie tragen könnten. Sein Inhalt beruht auf einem wirklichen Vorkommnis, das Hebbel selbst, wie folgt, erzählt: Ein Mädchen flieht aus dem Hause ihres Vaters, um sich durch einen schon gewonnenen Geistlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu lassen und so einer Zwangsehe zu entgehen. Sie erscheint zu früh auf dem für die Zusammenkunft bestimmten Platz und fällt zwei Gendarmen in die Hände, die ihr erst den mitgenommenen Schmuck rauben und sie dann ermorden. Als der Geliebte nun kommt, werfen sie sich über ihn, bestreichen ihn mit Blut, schleppen ihn vor den Podesta und klagen ihn der Mordthat an. Natürlich finden sie Glauben, und was am Beweise fehlt, ersetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der sich vor ihnen mit gestohlenen Früchten auf einen Baum geflüchtet und alles mit angesehen hat, ist ihnen gefolgt und entlarvt sie. „Ich fand diesen Vorfall so symbolisch,“ fügt der Dichter hinzu, „er schien mir die sittlichen und selbst die politischen Zustände des Landes und Volkes so grauenhaft treu wiederzuspiegeln, daß er mir augenblicklich mit allen handelnden und leidenden Personen zum dramatischen Bilde zusammenrann.“ Natürlich hat

Hebbel den Stoff nicht mit den Mitteln des modernen Naturalismus behandelt, sondern in seiner Art symbolisch, wie er denn z. B. den Beterber, vor dem das Mädchen flieht, zum Vertreter des extremen Kapitalismus gemacht hat; sieht man aber auf den Gehalt, so wird man finden, daß zwischen dem „Trauerspiel“ und einem modernen Stück wie etwa „Vor Sonnenaufgang“ oder selbst den „Webern“ nicht allzuviel Unterschied ist, nur daß Hebbels Werk für die Zustände im ehemaligen Königreich beider Sizilien wirklich charakteristisch ist, was man von „Vor Sonnenaufgang“ im Hinblick auf die allgemein-deutschen nicht eben sagen kann. — Wie das „Trauerspiel“ spielt auch die „Julia“ in Italien. Sie ist trotz ihres teilweise romantischen Inhalts die Vorläuferin von Ibsens Problemdramen und hat Elemente, die ganz direkt an die „Gespenster“ erinnern. Ja, man möchte, wenn man die folgende Stelle liest, sogar schließen, daß Ibsen aus ihr seine Anregung empfangen (was ich, die beliebten Abhängigkeitstheorien nicht sonderlich schätzend, jedoch nicht thue): „Ich scheue die Mißheiraten nicht so sehr wie er (es ist vom Urgroßvater die Rede gewesen), aber die zwischen Leben und Tod scheue ich allerdings; denn sie ist die Mutter der Gespenster.“ Schon im römischen Tagebuche findet sich unter dem 19. April 1846 die Stelle: „Ein schwächlicher Sohn, der seinen Vater zum Duell fordert, weil er vordem schon zu viel von seinem, des Sohnes Eigentum vergeudet, d. h. weil er die Säfte, aus denen der Sohn werden sollte, verschwendet, ehe er ihn zeugte,“ was sich dann als Zug in der „Julia“ wiederfindet und sicher die Idee der „Gespenster“ ist. Der eigentliche Held der „Julia“ ist ein deutscher Graf, der sich selbst zu Grunde gerichtet hat und dies Verbrechen sühnt, indem er ein von ihrem Verführer (scheinbar) verlassenes, verzweifelteres Mädchen heiratet. Kuh meint, ein zu Grunde gerichteter Mensch könne so viel sittliche Kraft nicht mehr aufbringen, unterschätzt da aber wohl die Macht der Reue. Als Idee des Stücks bezeichnet F. Collin: „Keiner ist so schlecht,

daß ihn nicht die Gottheit noch zu einer guten That gebrauchen könnte, und alle Schuld kann auf Erden durch wahre Reue gebüßt werden“ und nennt es einen zu einem neuen Drama gewordenen versöhnlichen Schluß der „Maria Magdalene.“ Die beste Kritik des Werkes hat Otto Ludwig geliefert, dann leider aber die Resultate dieser Kritik ganz unberechtigterweise auf die anderen Dramen Hebbels übertragen. In der Form ist die „Julia“ zum Teil wundervoll, im Ganzen aber ein Mittelding zwischen Drama und Novelle, wie die späteren Werke Ibsens auch. Sie erschien zusammen mit der gegen Julian Schmidt gerichteten Abhandlung „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers.“ Selbst Hebbels Freunde haben das „Trauerspiel“ und die „Julia“ als Verirrungen des Dichters betrachtet, in denen die verstandesmäßige Absicht, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, die Gestaltung gestört, ja erdrückt habe — es ist etwas Wahres daran, aber, wie schon angedeutet, die spätere Entwicklung des modernen Dramas hat den Dichter dennoch gerechtfertigt, er hat zuerst jenen Nebenweg betreten, der in unserer Zeit wohl als der Hauptweg erscheinen konnte. Daß das sociale Drama an und für sich berechtigt ist, beweist eben die „Maria Magdalene,“ aber es muß auch eine Tragödie werden wie diese.

Hebbels Begabung drängte ohne Zweifel zum historischen Drama großen Stils, nur in ihm konnte er das gewaltige Pathos seiner Persönlichkeit voll entwickeln, und so kehrte er mit „Herodes und Mariamne“ (Univ.-Bibl. Nr. 3188) zu ihm zurück. Die Atmosphäre dieser Tragödie, die den Zusammenbruch der orientalischen Welt darstellt, hat sicherlich allerlei achtundvierziger Zeitelemente in sich aufgenommen, in das Verhältnis des jüdischen Königs und seiner Gemahlin spielen wahrscheinlich persönliche Kämpfe des Dichters hinein; dennoch ist gerade dieses Werk ein geschichtliches Drama par excellence, in manchem Betracht das beste, das Hebbel geschaffen. Der Stoff entstammt dem Josephus: Herodes (der Große) von Judäa stellt, als er, von seiner ränkefüchtigen

Schwiegermutter Alexandra verklagt, sich nach Agypten zu Antonius begiebt, seine Gemahlin, die Makkabäerin Mariamne unters Schwert, da er sie so heiß liebt, daß er sie auch nach seinem Tode keinem andern gönnt. Sie errät es und empfindet es als den größten Frevel, aber da auch sie den Herodes liebt, verzeiht sie es. Als dann aber der Kampf zwischen Antonius und Oktavianus ausbricht, und Herodes denselben Frevel abermals begeht, da handelt sie so, daß der König sie schuldig glauben und töten muß, was denn auch geschieht. Doch offenbart sie vor dem Tode ihre Unschuld, und Herodes bricht zusammen. Das Drama ist zunächst die Tragödie des Stolzes und dann die des Mißtrauens, Herodes, der geniale Emporkömmling, und Mariamne, das stolze Weib aus dem durch ihn verdrängten Herrscherhause, können sich nicht mehr verstehen, so nahe verwandt sie sonst sind, und vernichten sich daher gegenseitig; weiter aber liegt dem Werke die tiefere Idee zu Grunde, daß der Mensch nicht die Vorsehung spielen und sich nicht gegen das Grundrecht des Menschen, über sein eigenes Leben frei zu verfügen, vergehen darf. Moderne Kritiker haben, wie in Judith und Holofernes, so auch in Herodes und Mariamne Übermenschen sehen zu müssen geglaubt und gemeint, Hebbel habe das erstgenannte Paar hier als Mann und Weib dargestellt. Meiner Ansicht nach ist diese Auffassung abzuweisen, Herodes ist durchaus der menschliche Held, der im Lauf der Entwicklung — und diese Entwicklung ist wunderbar durchgeführt — zum Tyrannen wird, und Mariamne zwar eine stolze Königin, aber durchaus Weib im edelsten Sinne. Auch die Ansicht Ruhs und anderer, daß Herodes in orientalischer Despotenlaune handle, und ebenso die, daß Mariamne in ihrer Forderung zu weit, bis zur Unbegreiflichkeit gehe, halte ich für verfehlt; Herodes hat weiter nichts auf der Erde als die Liebe Mariannes, und so klammern sich seine Gedanken an Leben und Sterben an sie, und wiederum muß die Königin das schrankenlose Vertrauen fordern als den einzigen Preis ihrer Liebe. Man darf wohl sagen, daß jede wirklich leidenschaft-

liche Liebe solche Konflikte, wie die zwischen Herodes und Mariamne, heraufbeschwören kann, orientalisches ist hier nur die Färbung, und so ist Hebbels Werk auch eine echte Tragödie, kein Experiment. Zu tadeln ist an ihm vielleicht die stellenweis zu nackt und scharf hervortretende Dialektik, der der gewöhnliche Leser nicht leicht folgen kann; dafür ist die Tragödie aber wieder so großartig in der Charakteristik, so mächtig in der historischen Auffassung, so reich an genialen Naturlauten, daß ihr Eindruck förmlich zu überwältigen vermag. Das tragische Erstarren der Mariamne, in dem ihre Stimme zuletzt fast wie von jenseits des Grabes tönt, sucht seinesgleichen in der gesamten Welttragödie, lehrt nur noch einmal, bei Hebbel selbst (in „Kriemhilds Rache“) wieder.

Gegen „Herodes und Mariamne“ gehalten sind das Märchenlustspiel „Der Rubin“ (Druck 1851) und die satirische Komödie „Michelangelo“ (Druck 1855) Nebenwerke. Die Idee des Märchenlustspiels, daß einer sein höchstes Gut gewinnt, indem er es wegwirft (die Kalifentochter Fatime ist in einen Rubin gebannt und wird durch den armen Affad, der diesen, um ihn nicht in andere Hände kommen zu lassen, in den Fluß wirft, entzaubert), ist sehr hübsch, und auch die Ausführung, die ein stark realistisches Moment zu dem zauberhaften fügt (nach dem Vorgang vieler orientalischer Märchen übrigens), kann sich sehen lassen, doch mag sein, daß etwas mehr Breite dem Werke nicht geschadet hätte. Es ist neuerdings von Eugen d'Albert zum Operntext umgeschaffen worden. Den „Michelangelo“ möchte ich einfach ein anspruchsloses Gelegenheitsstück nennen, in dem Hebbel seine Poesie gegen die Gegner, die ihm mit der Klassik auf den Leib rückten, und die bloßen Neider verteidigt. Es beruht auf der Anekdote, daß Michelangelo einmal eine seiner Statuen habe begraben lassen, um sie dann als antike wieder auferstehen zu lassen und seine Feinde zu beschämen, und verlangt nicht mehr als „Bescheidenheit gegen den Vordermann,“ eine Forderung, die Hebbel selber gegen alle wahrhaft Großen, z. B. gegen Uhland

und Tief erfüllt hat, von seinen Hintermännern aber kaum einer. — Der Wiener Übergangszeit gehören dann noch das hübsche Genrebild „Herr Heidevogel und Familie“ und die düstere Erzählung „Die Ruh“ an, beide in den „Novellen und Erzählungen“ von 1855, sowie die ersten Kapitel seines Jugendidylls.

7.

In den zwei ersten Dritteln seines Lebens hat Hebbel um das Leben selbst, in dem letzten um seine Anerkennung ringen müssen — glücklicherweise hat dieser letzte Kampf die Grundfesten seines Daseins nicht mehr zu erschüttern vermocht, und der Sieg ist ihm verblieben. Man hat die fünfziger und beginnenden sechziger Jahre unseres Jahrhunderts neuerdings als das silberne Zeitalter der deutschen Dichtung bezeichnet, und in der That waren sie reich an großen und fruchtbaren Talenten; Hebbel aber, wohl das größte (denn Grillparzer schuf nicht mehr und ist doch eigentlich Klassiker), stand nach wie vor einsam da, ja, er wurde von den herrschenden Richtungen auf das heftigste bekämpft — die Ursache mag man zu einem Teil in seiner herben und harten Persönlichkeit, die keine Konzessionen kannte, finden, zum größeren liegt sie sicher darin, daß er der Tragiker seiner Zeit war, und daß die Zeit, ihr bürgerliches (Bourgeois-)Publikum samt seinen Dichtern, die echte Tragik eben nicht vertrug. Daß auch der Neid der Kleinen auf den Großen, der Bühnengeschäftsleute auf den wirklichen Dichter seine Rolle spielte, versteht sich von selbst. Von den drei litterarischen Hauptrichtungen der Zeit hatte die älteste, die der Jungdeutschen, neuerdings aus der jüngeren Generation eine bedeutende Verstärkung an Zeitromanschriststellern und Dramatikern erhalten, und vor allem die Presse war noch immer in ihrer Hand, ist doch der Feuilletonismus, der gerade damals auftauchte, weiter nichts als Jungdeutschtum, das in Paris Schule gemacht hatte. Mit Karl Gutzkow, seinem alten Gegner, kam Hebbel in den fünfziger Jahren in

ein besseres Verhältniß, da er die „Ritter vom Geiste“ als ein immerhin bedeutendes Produkt anerkannte, doch hielt es auf die Dauer freilich nicht vor. Dagegen hatte Hebbel in Heinrich Laube, dem Burgtheaterdirektor, den Feind dicht vor der Thür, und wenn ein Mensch Hebbels späteres Leben vergällt hat, so ist es der Verfasser der „Karlschüler“ gewesen. Er hat nicht nur die hervorragendsten Werke Hebbels wie „Agnes Bernauer“ und die ersten Theile der „Nibelungen“ unter den nichtsnutzigsten Vorwänden abgewiesen, er hat auch in Wien eingebürgerte Werke, wie die „Judith,“ stillschweigend entfernt und außerdem der Frau des Dichters, der ihm unterstellten Hofschauspielerin, das Leben schwer gemacht und sie um ein ganzes Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit gebracht. Die boshaftesten Angriffe der Wiener Presse, und nicht dieser allein auf Hebbel dann sind wenigstens indirekt auf Laube zurückzuführen. Es lohnt sich nicht, auf diese Dinge näher einzugehen: Der „Dichter“ Laube ist ja heute vergessen und von dem Ruhm des Dramaturgen ist nicht viel mehr geblieben, als das Zugeständnis, daß er ein geschickter Regisseur gewesen, der sich aber insofern der deutschen Bühne unheilvoll erwies, als er die Überschwemmung mit französischen Dramen zum Theil höchst bedenklicher Natur herbeiführte. — Freundlicher als die jungdeutsche, sollte man denken, hätte sich die zweite der litterarischen Richtungen jener Zeit, die des poetischen Realismus, Hebbel erweisen sollen, denn Hebbel war doch unverkennbar auch Realist, wenn auch nicht im gewöhnlichen Sinne. Aber gerade diese Richtung, deren litterarischer Vertreter Julian Schmidt und deren Normalpoet Gustav Freytag war, hat die Feindschaft gegen Hebbel auf die Spitze getrieben und der gläubigen Gemeinde, die Hebbel nicht oder nur oberflächlich kannte, die Schlagworte geliefert. Sie sind in zwei Aufsätzen Julian Schmidts für die „Grenzboten“ (1847 und 1850) zu finden und haben, obwohl Hebbel in seiner „Abfertigung eines ästhetischen Rannegießers“ überzeugend nachgewiesen, daß Julian Schmidt von Poesie nichts verstehe, und dieser später

durch Lasalle und Lothar Bucher geradezu vernichtet worden, bis in unsere Tage nachgewirkt. Die Feindschaft gegen Hebbel erklärt sich auch hier leicht: Schmidt predigte den bürgerlichen Realismus, der die Sittlichkeit zu haben glaubt, weil er alle tieferen und daher oft auch bedenklich scheinenden Probleme abweist; Hebbel aber packte gerade diese Probleme, die auch uns heute noch Kopfzerbrechen machen, an. Wie der Kampf gegen den Dichter geführt wurde, mag die folgende Stelle aus den „Grenzboten“ von 1852 zeigen, die einem Berichte über die Münchener Aufführung der „Agnes Bernauer“ entstammt: „Ob Hebbel, welcher zur Zeit hier anwesend ist, auf die Darstellung eingewirkt hat, ist mir nicht bekannt, indes frappierte es, daß sich der Darsteller des Albrecht, ein Schauspieler, der sonst das richtige Maß zu halten weiß, überschrie und überstürzte und ein gleiches fast bei allen andern der Fall war, was neben dem ewigen Blechgerassel bei der Aufführung störend wurde.“ Das ist geradezu infam, und man begreift schwer, wie der vornehme Gustav Freytag so etwas in seinem Blatte duldete. Aber Hebbel sollte unter allen Umständen als der rasende Roland hingestellt werden. Dagegen war Otto Ludwig, dieser Hebbel in mancher Beziehung so verwandte Dichter, das Genie für diese Kreise, und leider ließ er sich auch, wie seine Studien beweisen, in die Voreingenommenheit gegen den Genossen, der ihm auf seinem Wege vorangeschritten war, hineinreiben. — Weshalb die neuromantische und neuklassizistische Richtung der Münchener Hebbel feindlich war, bedarf keiner Auseinandersetzung; Hebbels Dasein schon widersprach sozusagen ihrer ganzen Existenz. Hier wirkten zum Teil auch persönliche und lokale Gründe mit. Es soll gleich hinzugefügt werden, daß alle drei Richtungen vor den „Nibelungen“ dann das Haupt senken mußten — später nach Hebbels Tod ist die alte Feindschaft aber doch wieder aufgelebt und geht nun in unserer Zeit mit dem Aussterben jener drei litterarischen Richtungen allmählich zu Ende.

Der Dichter wurde durch die fast allgemeine Feindschaft

gegen ihn — nur unabhängige bedeutende Männer wie Ger-
vinus, Rückert, Robert Schumann und eine kleine Gemeinde
begeisterter Anhänger traten für ihn ein — natürlich hin und
wieder schwer geärgert, oft auch loderte sein Zähzorn wild
empor, doch in seinem Schaffen störte sie ihn nicht und zuletzt
auch nicht in seiner menschlichen Zufriedenheit, in seinem Glück.
Dieses ist bis an sein Lebensende stetig gewachsen, da es in
seiner Häuslichkeit den festesten Boden hatte. Nachdem sein
erster Sohn, wie berichtet, wieder gestorben, hatte ihm Chri-
stine am 25. Dezember 1847 eine Tochter geboren, die den
Namen der Mutter empfing und gesund heranwuchs; in der
Liebe zu Frau und Kind fand Hebbel jetzt den Mittelpunkt
seines Daseins. Nachdem er schon die Jahre vorher in seinen
Schwesterbriefen seine Zufriedenheit bezeugt, schreibt er am
4. Januar 1854 in sein Tagebuch: „Die Sommerperiode ist
vorüber, ich fühle mich in meinen Knochen, wie in meinen
vier Wänden wieder wohl, kann aber doch eine Betrachtung
nicht unterdrücken, die sich mir immer von neuem wieder auf-
drängt. Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner
Existenz; ich habe ein theures Weib, ein lieblich aufblühendes
Kind und wenigstens einen wahren, erprobten Freund; mit
meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die
Leibeskräfte sind ungeschwächt und meine Thätigkeit ist keine
wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen
Leben braucht, und bin sogar imstande, für die Zukunft einen
Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugnis darf ich mir
geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes
Tages; das Mittagssnahl und besonders die bei einem Glase
Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde
ist mir immer ein Fest, und ich nähre keinen andern Wunsch
mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig-
bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist. Aber es kann nach
der Natur der Dinge nur noch herunter gehen; meine Ge-
sundheit wird wankend werden, das Talent wird schwinden
u. s. w.“ Es ging nicht herunter, sondern in den nächsten

Jahren immer noch bergauf, wenn auch die Gesundheit nicht immer standhielt. Das wichtigste äußere Ereignis in Hebbels späterem Leben ist wohl die Erwerbung eines Häuschens in Orth bei Gmunden im August 1855, in dem Hebbel mit seiner Familie seitdem jeden Sommer verbrachte. „Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie einge-
 bildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen, wie er, oder irgend eine Situation zu malen, als mir wie er ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute (am 14. August) Mittag 10 Uhr einen Kontrakt unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundener See geworden bin.“ Nun wurde auch nach und nach die Naturfreude stärker in dem Dichter, der nach seinem eigenen Ausdruck sonst „Menschen verzehrte,“ und seine Tierliebhaberei bildete sich immer mehr aus, kurz, die niedersächsischen Grundzüge seines Charakters, die sein hartes Schicksal unterdrückt hatte, traten mehr hervor. In seinen Tagebüchern wie in seinen Briefen, dann auch in seinem Schaffen begegnen wir dem ihm scheinbar so fernliegenden Idyllischen.

Unter dem einen wahren, erprobten Freund, den Hebbel in der mitgetheilten Niederschrift erwähnt, verstand er Emil Ruh (geboren am 13. Dezember 1828 zu Wien, gestorben am 30. Dezember 1876 zu Meran). Ruh hatte sich Hebbel als Zwanzigjähriger mit wahrhaft brünstiger Verehrung genähert, dann aber eine harte Schule unter dem der Wiener Lottrigkeit abgeneigten Dichter durchmachen müssen, und war aus einem Schüler allmählich sein Freund geworden. Er hat unter Hebbels stark autokratischen Neigungen sehr gelitten, aber doch zuletzt eingesehen müssen: „Nie bin ich einem heftigeren, leidenschaftlicheren Menschen begegnet und nie einem gerechteren.“ Seine tüchtige ästhetische Bildung, die seinen Schriften noch heute große Beachtung sichert, verdankt er durchaus Hebbel. Leider trat zwischen den beiden Männern Anfang des Jahres 1860 ein Bruch ein, wohl durch Hebbel verschuldet, der diesen

aber nichtsdestoweniger schwer traf (vergleiche den im „Briefwechsel“ mitgetheilten „Epilog zum Timon von Athen“), doch erfolgte am Sterbebett Hebbels die Versöhnung. — An Verkehr fehlte es Hebbel in den späteren Jahren seines Wiener Aufenthalts nicht mehr; es seien von bekannteren Männern, die in sein Haus kamen, genannt: Karl Rahl, der Maler, den er ja schon von Rom her kannte (mit Gurlitt, der damals in Wien lebte, war er durch dessen Verheirathung mit einer Schwester Fanny Lewalds auseinander gekommen), die Dichter und Schriftsteller Franz Xaver Fritsch (Franz von Braunau), Ernst Schwarzer, Herausgeber des „Wanderers“, der alte Castelli, Franz von Hermannsthal und Cajetan Cerri, der Fürst Friedrich Schwarzenberg, genannt der „Landsknecht.“ Mit Feuchtersleben, dessen Werke er dann herausgab, hat er sich ein paarmal berührt, bei Ottilie von Goethe hat er Bogumil Goltz kennen gelernt und etwas früher auch Karl von Holtei, der ihn zur Abfassung des Epilogs zur „Genoveva“ (1851) antrieb. In näheren Umgang kam er dann mit den Professoren R. Seligmann, Brücke, mit diesem besonders, Bonitz und Ludwig, zum Theil durch seine wissenschaftlichen Interessen zu ihnen hingezogen. Endlich hatte er noch zu einigen Hofräten, zu Eitelberger, dem Kunsthistoriker, und Nordberg, Beziehungen. Der Kreis seiner Bekannten von Ruf erweiterte sich noch sehr durch seine Reisen.

Schon im Juli 1847 war Hebbel einmal in Berlin gewesen, die Stadt und ihr Leben hatten ihm imponiert; 1851 im April und im Juli kam er wieder dorthin und lernte jetzt eine Reihe der angesehensten und bedeutendsten Persönlichkeiten dort kennen. Er hat selbst in Briefen an den „Wanderer“ über diese Reisen berichtet, die auch in seinen Werken (unter dem Titel „Aus Berlin“) enthalten sind. Als das wichtigste Erlebnis des zweimaligen Berliner Aufenthalts dürfte Hebbels Verkehr mit Ludwig Tieck gelten müssen, der, eben von einem schweren Krankheitsanfall hergestellt, doch geistig frisch war und von Hebbel sagte: „Ich habe Goethe gekannt und bin seitdem

nicht vielen so bedeutenden Menschen mehr begegnet, wie Hebbel einer ist.“ In den Kunstanschauungen der beiden Männer stellte sich eine große Übereinstimmung heraus. Außer mit Tieck kam Hebbel mit Cornelius zusammen, der damals sein jüngstes Gericht schuf, ferner mit Varnhagen von Ense, Rötischer, Theodor Mundt und Frau, der Birch-Pfeiffer, dem alten Gubitz, dem Dichter und Kritiker F. F. Klein, dem Verfasser der Geschichte des Dramas. Liebenswürdige Aufnahme fand er besonders bei Hofrat Leichmann und seiner Frau. Christine Hebbel gastierte in Berlin mit dem größten Erfolge. Von Berlin ging es dann nach Hamburg, wo Hebbel schon im Jahre 1850, kurz nach der Schlacht bei Idstedt, einmal gewohnt und seine Jugendgenossen mit dem tief ergreifenden Gefühl der inzwischen eingetretenen inneren Trennung aufgesucht hatte. Im Jahre 1853 reiste er über Dresden, wo er Gutzkow besuchte, abermals nach Hamburg und fuhr von dort nach Helgoland, auf Veranlassung Wienbargs, der für die einsame Insel begeistert war. Von der Elbe aus hat Hebbel so zum letztenmal seine Dithmarscher Heimat gesehen, wenn auch nur ihre Küste. Merkwürdigerweise traf er auf Helgoland einen alten Wessellburner Bekannten als Apotheker wieder. Auch über diese Reise findet sich in Hebbels Werken ein Aufsatz. Das Jahr 1854 führte Hebbel dann nach Marienbad in Böhmen, wo seine Frau Heilung von einem Leberleiden suchen sollte. Hier hat er vom 3. Juli bis 5. August ein sehr ausführliches Tagebuch geführt. Verkehrt hat er hier mit Gustav zu Putlitz und namentlich mit Friedrich von Uechtritz, mit dem er dann auch in Briefwechsel geblieben ist. Uechtritz, der Schüler und Freund Tiecks, als Dichter nun freilich so ziemlich verschollen, hat ein gutes Porträt Hebbels geliefert: „Es äußerte sich bei Hebbel eine Kraft und Fülle und dabei geniale Gewandtheit des Wortes, die ihm ebensosehr den prägnantesten Ausdruck für seine Gedanken und Bemerkungen zuführte, als sie seiner Rede eine freie anmutende Strömung gab und ihr noch in der Entladung von Unmut und

Entrüstung über ihm Ungefälliges und Widernünftiges die Würde eines eigenthümlichen Stils erhielt. Es war ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen der nachdrücklichen volltönenden Kraft, die sich in seinem Worte vernehmen ließ und seinem blonden Haare, der Weiche und Weiße seiner Haut und der Zartheit seiner Gesichtsfärbung; ein Gegensatz, der sich durch das geistige Feuer, das in den blauen Augen leuchtete, harmonisch vermittelte. Weder etwas Vornehmes, noch weniger aber aufgetragenen Geniehastes war in seiner Erscheinung, aber bei aller bürgerlichen Schlichtheit etwas in Haltung und Bewegung edel Unbeengtes und ruhig Sicheres.“ Weiterhin nimmt Uechtritz Hebbel noch gegen den ihm öfter gemachten Vorwurf der Anmaßlichkeit in Schutz. Der Briefwechsel beider ist sehr bedeutend, namentlich wegen einer in ihm geführten religiösen Kontroverse, bei der Uechtritz auf christlich-gläubigem, Hebbel auf modernem, wenn auch keineswegs ungläubigen Standpunkt steht. Die übrigen Reisen Hebbels hingen meist mit Gastspielen seiner Frau, so die kürzeren 1847 nach Graz, 1850 nach Agram, 1851 und 1853 nach Preßburg, oder mit der Aufführung seiner eigenen Werke zusammen und dürften denn am besten in Verbindung mit diesen erwähnt werden. Eine Ausnahme machen nur noch die kurze Reise durch Oberitalien, von Venedig nach Mailand, 1852, über die nichts Besonderes zu berichten ist, sowie die große Reise durch ganz Deutschland im Sommer des Jahres 1857, die ihn zuerst wieder nach Hamburg, dann den Rhein hinauf nach Mainz und von dort nach Frankfurt am Main führte, wo er Wilhelm Jordan, der in seinem „Demiurgos“ begeisterte Verse an ihn gerichtet, und mit diesem zusammen Schopenhauer, dessen Philosophie wie die Kantische ihm in letzter Zeit näher getreten, und der seine „Judith“ und „Maria Magdalene“ kannte, besuchte und ein anregendes Gespräch mit ihm hatte. Von Frankfurt fuhr er nach Weimar und erlebte im Schiller-Hause eine Stunde tiefster Ergriffenheit. Dann ging es nach Stuttgart weiter, wo er Mörikes Bekanntschaft machte. Das

Urteil des doch so völlig anders gearteten Schwaben über ihn ist wichtig: „Er selber war mir als ein Mann vom schroffsten Charakter und einem unmäßigen Ehrgeiz bezeichnet. Wie anders fand ich ihn jetzt aber in der That! Natürlich, lebenswürdig, menschlich gut. Das Fähe und Heißatmige, das offenbar in seinem Wesen lag, trat im Gespräch nach keiner Seite hin verlegend, aggressiv, vielmehr als allgemeines schönes Pathos mit manchem Zug des zartesten Gefühls hervor. Daß ihn das Eingeständnis meiner Unbekanntschaft mit seinen namhaftesten Werken nicht einen Augenblick verstimmte, entschied gleich anfangs mein Vertrauen und gab mir einen frohen, ganz unbefangenen Ton, der ebenso erwidert wurde.“ Mörike schrieb Hebbel später ausführlich über seine Gedichte, die Gesamtausgabe, und sprach sich bei einem Wiedersehen im Jahre 1862 ganz begeistert über die „Nibelungen“ aus: „Mir war bei Ihren Nibelungen als ob plötzlich ein Felsblock durchs Dach gefallen sei.“ Im Jahre 1860 war Hebbel noch einmal in Paris und ließ dem Umbau der Stadt durch Napoleon III. alle Ehre geschehen, 1862 besuchte er die Londoner Weltausstellung und verkehrte in der Themsestadt mit Sigmund Engländer, mit dem er sich ausgesöhnt hatte, und mit Ferdinand Freiligrath.

Sein Schaffen in den letzten zwölf Jahren seines Lebens hat seine reinsten und bedeutendsten Werke zu Tage gefördert. Ende September 1851 begann er die „Agnes Bernauer“ und beendete sie am 17. Dezember. „Zufrieden“ schrieb er hinter der Notiz über die Vollendung in sein Tagebuch. Da Laube Hebbel das Burgtheater verschloß, gab diejer das Stück an Franz von Dingelstedt in München, der kurz vorher seine „Judith“ aufgeführt hatte und überhaupt der Bühnenleiter gewesen ist, der die Verpflichtungen des deutschen Theaters gegen den ersten Dramatiker der Zeit am frühesten und freudigsten eingelöst hat, doch wohl aus dem Grunde, weil er nicht Handwerker wie Laube, sondern selbst ein Dichter war. Hebbel fuhr zu der ersten Aufführung der „Agnes,“ die am 25. März

1852 stattfand, schon am 22. Februar hinüber und wurde in München sehr gefeiert, unter anderem auch zu Hof geladen und dem alten König Ludwig vorgestellt. Man sprach sogar von seiner Berufung — es war ja die Ara der Berufungen König Maximilians II. — doch ist es bei der nach Jahren erfolgten Verleihung des Maximilian-Ordens an den Dichter geblieben. Geibel, den Hebbel sah, erklärte ihn für Deutschlands einzigen dramatischen Dichter von Bedeutung, was später freilich nicht verhinderte, daß der Dichter der „Brunhild“ über die „Nibelungen“ fuchsteufelswild wurde. Im Jahre 1862 hatten die beiden Dichter übrigens noch eine Berührung, die gut ablief und Hebbel zu dem Zeugnis bewog, daß Geibel als Mensch einen viel besseren, ja, männlicheren Eindruck mache wie als Poet. Daß in München auch die Vergangenheit stark auf Hebbel eindrang, versteht sich von selbst; er löste sich gewissermaßen von ihr durch das Gedicht „Ein Geburtstag auf der Reise.“ „Agnes Bernauer“ hatte in München Erfolg; wie aber Hebbels Feinde diese unangenehme Thatsache aus der Welt zu schaffen versuchten, zeigt die oben mitgeteilte Stelle aus dem Grenzboten-Bericht. — Nach der „Agnes,“ die als Buch 1855 erschien, trat eine längere Pause in Hebbels dramatischem Schaffen ein, erst im Dezember 1853 geriet er aufs neue ins Feuer der Produktion und begann das Trauerspiel „Otho und sein Ring,“ das er jedoch nicht in einem Wurf vollendete; erst am 14. November 1854 ward es fertig. „Das erste Stück, das ich in den Kasten lege,“ schrieb er darüber, doch ward es 1856 gedruckt. Im Oktober 1855 begann Hebbel sich dann ernsthafter mit den „Nibelungen“ zu beschäftigen und schrieb den ersten Akt (das Vorspiel „Der hörnerne Siegfried“), der am 2. November geschlossen wurde; ein zweiter Akt folgte noch in demselben Jahre. Wider Erwarten — Hebbel konnte sonst nur in den Herbstmonaten schaffen — brach der poetische Quell schon im Frühling des nächsten Jahres wieder hervor, schenkte dem Dichter aber nicht neue Akte der „Nibelungen,“ sondern vom 25. Februar bis 16. April vier Ge-

jänge eines idyllischen Epos, von „Mutter und Kind.“ Sie entstanden durchweg im Prater beim Veilchenpflücken: „Es waren himmlische Tage. So wie ich einen Strauß beisammen hatte, waren auch dreißig oder vierzig Hexameter fertig.“ Später ward auch ein neuer Nibelungenakt und endlich eine ganze Anzahl neuer Gedichte. Ganz glücklich schrieb der Dichter in dieser Zeit das Epigramm:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!“

„Mutter und Kind“ wurde mit dem siebenten Gesange am 20. März 1857 vollendet und noch in demselben Jahre von der Tiedge-Stiftung in Dresden mit einem Preise gekrönt, erschien aber erst 1859. Dagegen traten 1857 noch die „Gedichte,“ Gesamtausgabe, Ludwig Uhland gewidmet, im Cotta'schen Verlage hervor. Vor allem: Die erste Abtheilung der „Nibelungen“ wurde fertig. Da aber trat Hebbel die Idee, den Schiller'schen „Demetrius“ zu vollenden, nahe, und als er sah, daß das bei seiner ganz anderen dichterischen Artung nicht ginge, begann er sein eigenes Stück, von dem ihm das Jahr 1858 zwei Akte schenkte. Endlich am 22. März 1860 wurden die „Nibelungen“ abgeschlossen. „Eben, abends 7 Uhr, schreibe ich die letzten Verse des fünften Aktes von Priemhilds Rache nieder. Draußen tobt das erste Frühlingsgewitter sich aus, der Donner rollt und die blauen Blitze zucken durch das Fenster, vor dem mein Schreibtisch steht.“ Er hatte das größte Werk seines Lebens vollbracht.

Dingelstedt war im Herbst des Jahres 1857 Generalintendant des Weimarer Hoftheaters geworden, und sein Verdienst ist es, daß Hebbels Name nun gegen das Ende seines Lebens noch unauflöslich mit dem der Stadt der Klassiker verbunden wurde. Großherzog Karl Alexander von Weimar hat es bekanntlich vermocht, für seine Residenz in den fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts, wenn auch kein neues goldenes, doch ein silbernes Zeitalter heraufzuführen, und wenn dieses auch hauptsächlich der Musik und den bil-

denden Künsten zu gute kam, daß die Dichtkunst nicht leer ausging, bewirkte doch schon die Weimarer Tradition: Die erste Aufführung der Hebbelschen „Nibelungen“ durch das Weimarer Hoftheater ist in der deutschen Bühnengeschichte immerhin ein Ereignis ersten Ranges. Einstweilen, im Jahre 1858, wurde die „Genoveva“ für den Geburtstag des Großherzogs vorbereitet, und Hebbel dieselbe am 11. Mai d. J. in Wien vorgestellt. Er reiste dann im Juni zur Aufführung. Das freundliche Weimar gefiel ihm, obschon es ihn durch seine Kleinheit an Wesselsburen erinnerte, und bei Dingelstedt und im Lisztischen Kreise fand er die freundlichste Aufnahme, ja, zu der jungen Prinzessin Wittgenstein, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte, trat er sogar in ein näheres geistiges Verhältniß, das einen Briefwechsel nach sich zog. Von den jüngeren Mitgliedern des Lisztischen Kreises kamen ihm besonders Peter Cornelius, der später in Wien der einzigen Zusammenkunft Hebbels und Wagners bewohnte, und Adolf Stern näher. Mit Stern hat Hebbel dann auch in Briefwechsel gestanden, und der junge Poet und Litteraturhistoriker ist einer der Vorkämpfer seiner Poesie geworden. „Genoveva“ hatte in Weimar Erfolg, der Dichter wurde von den großherzoglichen Herrschaften und der verwitweten Großherzogin Maria Paulowna mannigfach ausgezeichnet und erhielt den weimarischen Falkenorden. Und nun riß das Verhältniß zu Weimar nicht mehr ab: Im Herbst 1859 war er wieder dort — auf der Heimreise kam es in Dresden zum neuen Bruch mit Gutzlow und zur Wiederanknüpfung mit Hermann Hettner — und schon zum Schluß dieses Jahres trat Dingelstedt, nachdem Laube die erste Abtheilung der Trilogie geradezu abgelehnt hatte, dem Plan der Aufführung der ganzen Nibelungen näher. Die Angelegenheit zog sich jedoch bis zum Beginn des Jahres 1861 hin: Am 31. Januar erfolgte die Aufführung von „Der hörnerne Siegfried“ und „Siegfrieds Tod“ in Anwesenheit Hebbels mit dem größten Erfolg. Der Dichter wohnte, wie schon früher, auf der Altenburg, verkehrte mit

Liszt, Adolf Schöll, Hofrat Marshall und anderen und las bei Hofe „Kriemhilds Rache“ vor. Im Mai, am 16. und 18., wurde dann die ganze Trilogie aufgeführt; Christine Hebbel, durch direkt vom Großherzog beim österreichischen Kaiser erbetenem Urlaub freigemacht, spielte in der ersten Abteilung die Brunhild, in der zweiten die Kriemhild. Die Aufführung machte in ganz Deutschland Aufsehen. Man ging ernsthaft damit um, Hebbel und seine Frau dauernd nach Weimar zu ziehen, und beide waren nicht abgeneigt, Wien zu verlassen, doch ward das Entlassungsgesuch der Hofburgschauspielerin abge schlagen, und Hebbel war es zufrieden, da er inzwischen gemerkt zu haben glaubte, daß seine Übersiedelung Dingelstedt nicht mehr angenehm sei.

Wegen des Drucks seiner „Nibelungen“ reiste der Dichter im Herbst 1861 nach Hamburg und machte von dort einen Ausflug nach Rendsburg, um seinen Bruder Johann, der in einem Dorfe in der Nähe dieser Stadt wohnte, einmal wiederzusehen. Er fand ihn in ganz leidlichen Verhältnissen, hat ihn aber doch hier und da unterstützt (welches Amt nach seinem Tode seine Gattin übernahm; Johann Hebbel ist erst Ende der achtziger oder Anfang der neunziger Jahre in Wesselsburen gestorben). Nach Dithmarschen kam Hebbel auch bei dieser Reise nicht und auch nicht nach Kiel zu Klaus Groth, dessen „Quidborn“ ihn entzückt hatte, und mit dem er in Briefwechsel stand. In dieses Jahr fällt noch eine Polemik mit Bodenstedt über dessen „Shakespeares Zeitgenossen“, bei dem dieser ziemlich schlecht wegkam, sowie das Gedicht Hebbels an König Wilhelm von Preußen nach dem Attentat Oskar Beckers, das in Folge der Strophe

„Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den jeder tot geglaubt,
Die Tischehen und Poladen schütteln
Ihr strupp'ges Raryatidenhaupt“

einen wahren Sturm gegen den Dichter hervorrief. Natürlich hatte er nicht sagen wollen, daß die Tischehen und Polen

Völker von Bedienten seien, sondern nur, daß sie in der Weltgeschichte keine Herrenrolle spielten. Nach seiner Londoner Reise, im August 1862 war Hebbel Gast des Großherzogs von Weimar in Wilhelmsthal bei Eisenach und kam besonders der Großherzogin Sophie, einer niederländischen Prinzessin, nahe. Seine „Nibelungen“ erschienen jetzt im Druck und mit dem größten Beifall auch auf verschiedenen Bühnen, so daß ihnen Heinrich Laube endlich auch das Burgtheater öffnen mußte. Am 19. Februar 1863 wurden die ersten beiden Teile in Wien gegeben, Hebbel ward fast der Held des Tages, die Jugend veranstaltete ihm zu Ehren Kommerse — aber schon begann seine letzte Krankheit, an seinem fünfzigsten Geburtstage, der ihm unter anderem die Ernennung zum Weimarer Hofbibliothekar brachte, lag er zu Bette.

Hebbels Gesundheit war schon in den letzten Jahren nicht immer gut gewesen; man nannte seine Krankheit einen hartnäckigen Rheumatismus, aber sie hing doch wohl mit den Entbehrungen seiner Jugend zusammen. Den ganzen Frühling und Sommer des Jahres 1863 über litt Hebbel unsäglich, Soolbäder, die er in Gmunden nahm, halfen nichts, erst nach einer Kur in Baden bei Wien stellte sich eine Besserung ein. Aber sie hielt nicht lange vor, im Oktober lag er wieder, und bald warfen die langsame Abplattung und das stetige Einsinken des Brustkastens, die Erweichung der Wirbelsäule und der Rippen ein grelles Licht auf die Natur der Krankheit. Geistig hielt sich Hebbel aufrecht, ja, er kam noch wieder ins Produzieren hinein und brachte den „Demetrius“ annähernd fertig. Am 10. November erhielt er von Berlin die Nachricht, daß ihm für die „Nibelungen“ der Schiller-Preis gewährt sei und sprach sein bekannt gewordenes Wort: „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ Als er bald darauf vernahm, daß Otto Ludwigs Freunde für diesen vom König von Preußen eine dem Schiller-Preise entsprechende Summe erwirkt hätten, was von den Zeitungen wohl als Teilung des Preises hingestellt wurde, da

sagte er: „Das freut mich, Ludwig verdient es“ — er besaß die Mißgunst seiner Gegner nicht. Am Nachmittag des 12. Dezember hat er sich von seiner Tochter noch Schillers „Spaziergang,“ sein Lieblingsgedicht, vorlesen lassen, dann von den Seinigen Abschied genommen. Am 13. Dezember 1863 fünf Uhr vierzig Minuten morgens ist Friedrich Hebbel gestorben. Während der ganzen Nacht tobte ein furchtbarer Orkan über die Stadt Wien hin. Seine Grabstätte fand er auf dem evangelischen Friedhofe zu Matzleinsdorf. In Wien wurde später eine Straße nach ihm benannt, seine Büste schmückt das neue Burgtheater und eine Gedenktafel sein Sterbehaus (Lichtensteinsstraße 13). Ein Denkmal hat man ihm in seinem Geburtsort Wesselsburen gesetzt.

Hebbels letzte Schaffensperiode, die die „Agnes Bernauer,“ „Ghes und sein Ring“ und die „Nibelungen“ hervorbrachte, ist unbedingt seine größte, aber sie steht nicht, wie man es wohl dargestellt hat, im Gegensatz zu seinen früheren, sondern wächst natürlich aus diesen hervor. Was Hebbel bei der Arbeit an den „Nibelungen“ schrieb: „Eines darf ich mir sagen zu einigem inneren Trost. Hätt' ich die Wahl jetzt, ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppensstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurteilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht eine Sekunde in der Wahl zweifelhaft,“ das hätte er ebensogut schon bei seinem ersten Stücke sagen können; es ist vollständig richtig, was er zur Charakteristik aller seiner Dramen einmal an Uechtritz schrieb: „Ich kenne diesen Autor (Hermann Grimm) bis jetzt durchaus nicht, aber ich kenne die Absonderlichkeiten manches anderen meiner Zeitgenossen, und ich hoffe doch, daß die meinigen, selbst die aus der frühesten Zeit, sich wesentlich von den ihrigen unterscheiden. Ihnen ist es immer nur um die Absonderlichkeit selbst, um die unnütze und unfrucht-

bare Spannung der Phantasie zu thun, die sich einer Sackgasse gegenüber wohl einstellen muß. Ich dagegen gehe, wenn ich nicht irre, beständig auf die Selbstkorrektur der Welt, auf die plötzliche und unbvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes aus, und wenn ich mich daher auch mit ihnen zuweilen auf demselben Wege finden mag, so ist mein Ziel doch von dem ihrigen unendlich verschieden.“ Das würde er, nebenbei bemerkt, wahrscheinlich auch Ipsen, wenn er ihn erlebt hätte, entgegengerufen haben. Kurz und gut, der Dramatiker Friedrich Hebbel ist einer, er hat nicht wegen seiner Vergangenheit *pater peccavi* gesagt, und wenn seine letzten Dramen, wie man meint, mehr „Schönheit“ haben (es giebt aber mehr als eine Schönheit), so sind das Spätblüthen, die das Glück hervortrieben, der Baum mit seinen Wurzeln ist jedoch immer derselbe geblieben.

Die „Agnes Bernauer“ Hebbels erschien Otto Ludwig, der sich selbst mit einer Bearbeitung des Stoffes trug, aber nie zur vollen Ausgestaltung kam, als Hebbels schwächstes Stück; wie gründlich er es gelesen, beweist seine völlig falsche Aussage über den Tod des Sohnes von Herzog Wilhelm in der in den „Studien“ enthaltenen Kritik. In Wirklichkeit ist Hebbel, soweit ich sehe, der einzige gewesen, der den in dem Stoffe von Natur liegenden Konflikt, den zwischen dem Recht der Schönheit und der Liebe und Fürstenpflicht und Staatsrecht gründlich herausgearbeitet hat; wenn Ludwig die Agnes zur halben Kokette macht, verdirbt er den Stoff einfach. Ältere Kritiker, z. B. Ruh, wollten nun freilich nicht zugeben, daß die Staatsidee eine der Liebesleidenschaft gleichberechtigte (an eine höherberechtigte, wie man auch gesagt, dachte Hebbel selber nicht) Macht sei, aber da faßten sie den Staat als etwas Abstraktes, während er, durch geborene Fürsten vertreten, denn doch etwas sehr Reelles und als die Grundlage der Existenz von Hunderttausenden gewiß eine sittliche Macht ist. Jedenfalls ist, darauf kommt es an, der Herzog Ernst von Bayern in dem Drama so gut eine lebensvolle Verkörperung des

Staats-, wie der junge Herzog Albrecht eine des Liebesrechts, Menschen und nicht Ideen stoßen aufeinander; es fragt sich aber auch noch, ob die Liebe im höheren Grade als Naturmacht zu bezeichnen ist als der Drang zu bürgerlicher Ordnung; existieren kann die Menschheit jedenfalls nicht ohne alle beide. In der Agnes selbst hat Hebbel nach seinem eigenen Ausdruck „die Schönheit von der tragischen Seite“ dargestellt und ihr, wie übrigens ja auch schon der Genoveva, kaum eine Spur von Schuld beigelegt. Ihre Verantwortlichkeit besteht in dem, was sie sind, nicht in dem, was sie thun, hat Kurland richtig von den Menschen der späteren Dramen des Dichters bemerkt (es paßt aber auf alle) und von einer immer größerer Annäherung an die antike Tragödie mit ihrem Fatum geredet, doch stimmt das letztere nur halb: Bei den Alten büßen die Menschen, daß sie sind, nicht, was sie sind, Hebbels Tragödie ist modern-psychologisch, und er hebt die Verantwortlichkeit nicht auf, sondern setzt eben darin, daß jeder sie trotz allem übernehmen muß, das Tragische. Das Meisterstück in der „Agnes Bernauer“ ist der Charakter des Herzogs Ernst in dem auch der Schwerpunkt der Handlung liegt. „Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber von Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch“, hat Fr. Th. Vischer von ihm gesagt. Aber auch der junge Herzog Albrecht in seiner jungen heißen Männlichkeit, der ehrenfeste Bürger Kaspar Bernauer, der Kanzler Preshing sind Prachtgestalten des Dramas, und um Agnes selbst fließt sozusagen eine mit Wehmut getränkte Schönheit, die uns tief erschüttert. Dazu das vortrefflich zur Anschauung gebracht Milieu der Reichsstadt Augsburg und des ritterlichen Lebens der bedeutende historische Hintergrund des alten Reiches, die Form der knappen und gedrungenen, doch lebensvollen Prosa — wahrlich, diese „Agnes“ ist sicherlich eines der „deuthesten“ Dramen, die wir besitzen, und das deutsche Theater, das si

uns immer noch vorenthält, während es die leere „Philippine Welfer“ von Redwitz vorführt, verdient ganz die Mißachtung, die ihm der bessere Teil unseres Volkes längst zu teil werden läßt. Aber die Zeit der Auferstehung für dieses Werk dürfte nun doch nahe sein.

Die Tragödie „Ogges und sein Ring“ (Univ.-Bibl. Nr. 3199) bildet den Höhepunkt der Poesie Hebbels, wenn auch wohl nicht seiner dramatischen Dichtung. Der Stoff ist dem Herodot entnommen: Der Hyderkönig Randaules zeigt dem Griechen Ogges, seinem Liebling, seine Gemahlin unverfleiht. Diese hat es gemerkt und fordert Ogges auf, entweder Randaules zu töten und sie zu heiraten oder zu sterben. Ogges wählt das erstere. Diese etwas barbarische Handlung hat Hebbel durch Einfügung märchenhafter Elemente, vor allem es unsichtbar machenden Zauberringes in eine höhere und edlere, die tragische Sphäre erhoben. Alle drei Personen sind durchaus edle Menschen, Randaules wird zwar schuldig, aber doch nur aus einem wohlzuverstehenden Glücksgefühl heraus, an Grunde ist es auch hier wieder das Verhängnis, die Stellung der drei Personen zu einander, aus dem die Tragödie geboren wird. Man hat sie ein Seitenstück zu „Herodes und Mariamne“ genannt, aber, wie dieses Drama als die Tragödie des Mißtrauens, könnte man sie als die Tragödie des Vertrauens bezeichnen, und der Gesamtcharakter der beiden Werke ist völlig verschieden. Im Mittelpunkt des Werkes steht Rhodope, die Königin; sie verkörpert gleichsam die Idee der Sitte. Kuh spricht von ihrer „Überlebensheit,“ doch, ob ihr Hebbel auch etwas Orientalisches oder vielmehr Indisch-Blutienhaftes verliehen, wir Deutschen können ihr recht wohl nachempfinden, können uns mutatis mutandis die Tragödie sogar in der Gegenwart spielend vorstellen. Weiter hat man den Zweikampf zwischen Randaules und Ogges getadelt, daß die beiden doch lieben, aber man darf nicht vergessen, daß der Schwur der geliebten Königin, sich zu töten, sie treibt. Wäre denn ein modernes Duell ohne Haß, unter dem Zwang

der Notwendigkeit so ganz undenkbar? Hebbel liebt es allerdings, seine Probleme unter so extrem wie möglich gehaltenen Voraussetzungen und dann mit unerbittlicher Konsequenz durchzuführen, aber da trieb ihn doch nur die richtige Empfindung, daß die Tragödie kein Kinderspiel, daß wo sie auftrate, menschlicher Verstand und menschlicher Wille eben schon am Ende angelangt seien, der Ekel vor den „Relativitäten,“ wie er es einmal nennt. Wie „Agnes Bernauer,“ die das Recht des Staats gegen das des Individuums stellt, ist auch „Gyges und sein Ring“ noch politische Tragödie. Hebbel hat Randaules als Reformator seines Volkes hingestellt, aber als einen Reformator, der nicht stark genug ist und so zu Grunde geht Ohne dem Genie das Recht, die Welt umzukehren, zu bestreiten, predigt das Stück (natürlich nicht tendenziös) das „Quia non movere!“, ganz direkt in der wunderbaren Rede des Randaules über den Schlaf der Welt. Die Gegner Hebbels merkten bei der „Agnes“ und beim „Gyges“ zuerst, daß der Dichter „konservativ“ sei — was er, wie wir gesehen freilich auch schon in seinen Jugenddramen gewesen. In der Ausführung läßt „Gyges und sein Ring“ alle übrigen Dramen des Dichters hinter sich, es wirkt als ob es aus lauter leuchten den Edelsteinen zusammengesetzt sei; seit Grillparzers „Sappho“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen,“ ja, vielleicht sei Goethes „Iphigenie“ war dergleichen in deutscher Sprach nicht geschrieben.

Auch das idyllische Epos „Mutter und Kind“ gehör zu Hebbels Hauptwerken. Selbst Otto Ludwig fand es sehr lobenswert, bedauerte nur, daß der Dichter es nicht unter lassen, seinen charakteristischen Totenkopf (siehe Vorrede zu „Julia“) in jedem Gesange vorzuzeigen, das soll heißen, die sociale Frage hineinspielen zu lassen. Das hat man ihm getreulich nachgeredet, wir Modernen aber halten es nicht nur für ein Recht, sondern geradezu für die Pflicht des Dichters die Probleme der Zeit, insofern sie die ewigen sind, in sein Werke nicht äußerlich, tendenziös hineinzutragen, wohl aber si

mit Nothwendigkeit zu berühren. Gerade hier unterscheidet sich der moderne Dichter Hebbel von dem Shakespeare-Nachfolger Otto Ludwig. Ist denn die folgende Stelle in „Mutter und Kind“ heute nach vierzig Jahren veraltet, wird sie es je sein?

„Man spricht von roten Gespenstern,
Die man mit Pulver und Blei verschrecken müsse. Sie sind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,
Und, anstatt die Erde in unersättlicher Golbgier
Auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen,
Wie es ein Rothschild thut, bestelle man Wüsten und weise
Ihnen die Acker an! Das heißt, sich selber beschützen,
Denn wir besitzen die Habe doch nicht wie Arme und Betne,
Die wir freilich mit keinem zu teilen vermögen, und sollen
Nicht vergessen, was Moses gebot und Christus voraussetzt:
Fürchterlich könnt' es sich rächen!“

Der Inhalt des Gedichts ist folgender: Reiche kinderlose Leute in Hamburg pränumerieren sich bei armen, tüchtigen, gesunden Menschen auf ihr erstes Kind, lassen sie sich, bloß zu jenem Zweck, heiraten, versetzen sie in sorgenlose Verhältnisse, versprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe; sowie aber das Kind da ist, will die Mutter nicht auf die Abtretung mehr eingehen, beide Eltern versittlichen sich durch angestrenzte Arbeit und büßen den in Gedanken begangenen Frevel so und durch eine traurige Flucht. Aber die reichen Leute verzichten dann. Ganz vortrefflich sind das Hamburger Milieu und das Landleben des jungen Paares dargestellt — Ludwig wollte aus dem Gedicht sogar schließen, daß Hebbel eigentlich ein geborener Epiker sei!

Im Jahre 1858 war, wie erwähnt, die Gesamtausgabe der „Gedichte“ Hebbels (Univ.-Bibl. Nr. 3231—34) erschienen. Sie fand zunächst wenig Aufmerksamkeit, nach und nach hat aber auch der Lyriker Hebbel die gebührende Anerkennung gefunden. Als solchen hat ihn Emil Kuh, selbst Lyriker, vortrefflich charakterisiert und mit dem Dichter selbst gemeint, daß in der Lyrik Hebbels Unvergängliches stecke. „Hebbel schlägt nur dort den lyrischen Ton an, wo der in-

nerste Herzensgrund des Menschen getroffen ward, er giebt das zum lyrischen Klange gesammelte verdichtete Leben wieder, er läßt das Gemüt nicht in halben Lauten verträufeln oder gar in Besprechungen der Empfindung dahinsickern. Dabei sucht er das Gefühl oder den Zustand nicht auszuschöpfen, wie zuweilen im Drama, sondern er ergreift den Punkt, wo das springende Leben noch der sinnlichen Hülle sich fügt, und hinter dem Bilde wallt und wogt jenes Unendliche und Ewige, das ihm erst den vollen Nachdruck verleiht und in uns selbst die wunderbare Erschütterung erzeugt, die wir Resonanz nennen.“ Im Grunde kommt die bei Hebbel besonders starke Resonanzwirkung natürlich von seiner mächtigen Persönlichkeit. Die schönsten lyrischen Stücke des Dichters sind etwa: „Nachtlied,“ „Der junge Schiffer,“ „Requiem,“ „Bubensonntag,“ der Epilog „Ein frühes Liebesleben,“ „Auf ein altes Mädchen,“ „An Hedwig,“ „Ich und du,“ „Letzter Gruß,“ „Böser Ort,“ „Abendgefühl,“ „Nachtgefühl,“ „Mächtlicher Gruß,“ „Sommerbild,“ „Herbstgefühl,“ „An die Jünglinge,“ „Der Baum in der Wüste,“ „Großmutter,“ „Zwei Wanderer,“ „Geburtsnachttraum,“ „Dämmerempfindung,“ „Das alte Haus,“ „Gebet,“ „Die Weihe der Nacht.“ Dazu kommen die mächtigen Balladen „Liebeszauber,“ „Ein Dithmarscher Bauer,“ „Der Haidetnabe,“ „Die heilige Drei,“ die zartlieblichen „Schön Hedwig,“ „Das Kind am Brunnen,“ „Das Kind,“ die geistig gewaltigen Gedichte „Der Brahmine“ und „Diofletian“ aus dem Nachlaß. Von seinen verhältnismäßig zahlreichen Sonetten sind eine Anzahl vollendet-schön. Besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die Epigramme Hebbels, die gleich nach denen Schillers und Goethes kommen, teils mächtige Gedankenprägungen, teils Natur- und Lebensbilder von großer Anmut. Sogenannte Reflexionspoesie findet man kaum bei Hebbel, doch manche metaphysische Gedichte, die nicht voll anschaulich geworden sind.

Als sein Hauptwerk sind die „Nibelungen“ (Univ.-Bibl. Nr. 3171/72), ein deutsches Trauerspiel, wie der Untertitel

heißt, jetzt wohl allgemein anerkannt. Sie zerfallen in die drei Stücke „Der hörnerne Siegfried,“ Vorspiel in einem Akte, und die beiden fünfaktigen Tragödien „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhilds Rache.“ Was Hebbel mit diesem Drama gewollt hat, hat er in einer Vorrede selber ausgesprochen: „Der Zweck dieses Trauerspiels war, den dramatischen Schatz des Nibelungenliedes für die reale Bühne flüssig zu machen, nicht aber den poetisch-mythischen Gehalt des weitgesteckten altnordischen Sagenkreises, dem es selbst angehört, zu ergründen. Die Grenze war leicht zu treffen und kaum zu verfehlen, denn der gewaltige Schöpfer unseres Nationalepos, in der Conception Dramatiker vom Wirbel bis zur Zeh, hat sie selbst haarscharf gezogen und sich wohl gehütet, in die Nebelregion hinüberzuschweifen, wo seine Gestalten in Allegorien umgeschlagen und Zaubermittel an die Stelle allgemein gültiger Motive getreten wären . . . Er bedarf, um nur die beiden Hauptpunkte hervorzuheben, auf der einen Seite zur Schürzung des Knotens keiner doppelten Vermählung seines Helden und keines geheimnisvollen Trunks, durch den sie herbeigeführt wird; ihm genügt als Spiralfeder Brunhilds unertwiderte Liebe, die ebenso rasch unterdrückt als entbrannt und nur dem tiefsten Herzenskennner durch den voreiligen Gruß verraten, erst der glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber wieder als Neid in schwarzen Flammen auflodert und ihren Gegenstand auf alle Gefahr hin nun lieber dem Tode weihet, als ihn dieser überläßt. Er überschreitet aber auch, obgleich ihm dies oft und nicht ohne anscheinenden Grund vorgeworfen wurde, auf der anderen Seite bei der Lösung des Knotens ebensowenig die Linien, wo das Menschliche aufhört und das tragische Interesse erlischt. Denn, wie Kriemhilds That uns auch anschauern mag: er führt sie langsam, Stufe nach Stufe empor, keine einzige überspringend und auf einer jeden ihr Herz mit dem unendlichen, immer steigenden Jammer entblößend, bis sie auf dem schwindligen Gipfel anlangt, wo sie so vielen mit bitterem Schmerz gebrachten und nicht mehr zurückzunehmenden Opfern das letzte, ungeheuerste noch hinzu-

fügen, oder zum Hohn ihrer dämonischen Feinde auf den ganzen Preis ihres Lebens Verzicht leisten muß, und er söhnt uns dadurch vollkommen mit ihr aus, daß ihr eigenes inneres Leid selbst während des entsetzlichen Mordaktes noch viel größer ist als das äußere, was sie den anderen zufügt." Aus dieser Ausführung geht unter anderem auch entschieden hervor, daß Hebbels „Nibelungen“ mit Wagners „Ring der Nibelungen“ nicht das Geringste gemein haben, nicht einmal den Stoff. Im übrigen hat ja auch das Wortdrama von Natur einen ganz anderen Charakter und eine ganz andere Aufgabe als das Musikdrama, wie es Hebbel schon bei Gelegenheit des „Lohengrin“ in einem Brief an die Fürstin Wittgenstein hervorgehoben, indem er sagte, daß die Aufgabe des (Wort-)Dramas da erst anfange, wo Wagner aufhöre, und zwar im einzelnen, in jedem Vers, wie im ganzen, im Gesamtorganismus. Wenn Hebbel einer einzigen Gestalt der „Nibelungen,“ der Brunnhild etwas Mythisches ließ, so that er das, um eine der „klaffenden Verzahnungen“ des alten Liedes zu schließen, aber er ließ ihr doch nicht viel mehr als historische Gestalten unserer Urzeit, beispielsweise Wellada, auch haben und ging rasch vom Mythischen zum Menschlichen über. Das ist überhaupt die poetische That Hebbels an den „Nibelungen,“ daß er den Übergang vom Mythischen zum Menschlichen, von der Sage zur Geschichte, vom Heidentum zum Christentum zum Ideenhintergrund seines Dramas erhebt, dadurch verleiht er ihm den Charakter überragender Großartigkeit, der es von allen anderen deutschen Behandlungen des Stoffes unterscheidet. Natürlich hat er auch im einzelnen mehr gethan, als das Nibelungenlied für die Bühne bearbeitet; Hagens Charakter z. B. ist erst durch ihn wirklich ins Dämonische erhoben worden, der Gang der Handlung hat durch ihn seine Bestimmtheit und Folgerichtigkeit gewonnen, die dramatische Rede ist ganz sein Werk und gerade das Schönste gewöhnlich seine Erfindung, wie z. B. die Blumen scene bei der Ankunft der Brunnhild in Worms. Überall spüren wir den Dichter Hebbel, den

seine nordische Natur, seine Dithmarscher Herkunft gerade diesem Stoff besonders wohlverwandt machte. Den ersten Teil, das Vorspiel „Der hörnerne Siegfried“ durchzieht ein grimmiger Redenhumor, der zweite „Siegfrieds Tod“ gewährt wohl den reinsten und erhabensten Eindruck; schwerlich hat Hebbel je einfacher und gewichtiger komponiert, und die Domszene zum Schluß dürfte, wenn man denn überhaupt einzelne Szenen eines Dramas hervorheben darf, nur bei Shakespeare und in Goethes „Faust“ (Herkerszene) ihresgleichen finden. Der dritte Teil war der schwierigste, die Massenkampfszenen durften als kaum zu gliedern erscheinen, doch hat Hebbel das Menschenmögliche vollbracht und im fünften Akt noch einmal eine tragische Höhe erstiegen, die dem Schluß von „Siegfrieds Tod“ wenig nachgiebt. Für mich giebt es kaum etwas Ergreifenderes als die Lakonismen der nach und nach erstarrenden Kriemhild. Nachdem Wagners „Nibelungen“ die Hebbels zunächst stark zurückgedrängt, erscheinen diese heute wieder auf allen großen Bühnen.

Von dem unvollendet hinterlassenen „Demetrius“*) Hebbels wurde schon andeutend gesagt, daß er sich in der Anlage von dem Schillers vollständig unterscheide. Hebbel giebt zunächst in einem Vorspiel die Entwicklungsgeschichte des Helden, läßt ihn dann auch nicht einen reinen Betrüger, vielmehr einen illegitimen Sohn Zwangs des Schrecklichen sein und zieht endlich auch von dem slawischen Volkstum seinen Zoll, wie er denn allen seinen Dramen „spezifisches Milieu“ verliehen hat. In gewisser Weise stimmt der „Demetrius“ mit der „Agnes Bernauer“ zusammen; die beiden Stücke tragen von allen Hebbels den reinsten geschichtlichen Charakter. Interessant ist eine Vergleichung des „Demetrius“ mit Ibsens „Kronprätendenten“ — man kann sich dadurch über die viel sorgsamere Motivierung des deutschen Dichters unterrichten. — An Fragmenten enthalten die Werke des Dichters die schon

*) Vollenbet und herausgegeben von G. Lewes (Univ.-Bibl. Nr. 3438).

charakterisierten „Dithmarschen,“ den „Moloch,“ unbedingt eine der gewaltigsten Conceptionen des Dichters, in dem dieser die Entstehung von Religion und Kultur darstellen wollte, auch in der Ausführung, den beiden fertigen Akten, düster gewaltig wirkend, einen Akt eines modernen Schauspiels, „Die Schauspielerin,“ die hübschen Scenen des Lustspiels „Vier Nationen unter einem Dache,“ endlich einzelnes zu einem „Struensee“ und einem „Christus.“ Wie ungeheuer viel Stoffe Hebbel geistig anpactte, beweisen seine Tagebücher.

Die „Sämtlichen Werke“ des Dichters erschienen zuerst, von Emil Ruh herausgegeben, Hamburg 1865—68, in zweiter Auflage, um die Jugendgedichte und anderes vermehrt, daselbst 1891, herausgegeben von Hermann Krumm. Wir haben hier noch die ästhetisch-kritischen Schriften zu erwähnen, die in beiden Ausgaben die letzten Bände füllen. Genannt sind von ihnen schon „Mein Wort über das Drama,“ das „Vortwort zur Maria Magdalene,“ die „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers,“ „Shakespeare und seine Zeitgenossen;“ es seien außerdem noch hervorgehoben die wichtigen Arbeiten: „Über den Stil des Dramas,“ „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander,“ der große Aufsatz „Schiller und Körner,“ über den Briefwechsel der beiden. Hebbel ist mit Otto Ludwig unzweifelhaft der größte „Kunstverständige,“ den die neuere deutsche Litteratur aufweist, weiteren Horizonts und auch wohl gesünder in seinen Anschauungen als sein Nebenbuhler, der bekanntlich in den Banden Shakespeares lag. Die „Tagebücher,“ 1886/87 von Felix Bamberg herausgegeben, haben ihn dann überhaupt als einen der größten Denker seines Volkes hingestellt — wir haben ja einzelne erstaunliche Vorwegnahmen später die Welt bewegender Gedanken im Laufe dieser Darstellung kennen gelernt.

Hebbels Stellung als Dichter, als Dramatiker kann man etwa folgendermaßen präzisieren: Er wendet sich entschieden von dem breitmalenden und rhetorischen Drama Schillers ab und betritt Kleists Pfade, kommt aber, sich den Einfluß Shake-

speares in gemessener Entfernung haltend, weiter als dieser, zu einer zwar besonderen, d. h. stark individuell geprägten, aber doch echten Tragödie, die immerhin die seiner Zeit ist und in der Entwicklung der Tragödie überhaupt eine selbständige Stellung beanspruchen kann, da sie nach J. Collins Ausdruck zwischen den Alten und Shakespeare das Mittlere gewinnt, dabei aber durchaus modern und lebensvoll, nicht etwa als künstliche Kombination wirkt. „Große“ Tragödie ist die Hebbels so gut wie die Schillers, auch von ihr gehen gewaltige Wirkungen aus, an psychologischer Wahrheit und Schärfe, an dramatischer Konsequenz, an tragischer Tiefe übertrifft sie sie wohl gar, aber die gewaltige nationale Bedeutung seines Vorgängers konnte Hebbel bisher nicht erlangen und wird es schwerlich je: die glänzenden Eigenschaften, für die man sich leicht begeistert, hat er weder als Mensch wie als Künstler, wenn er auch nicht der Sonderling oder gar das Monstrum ist, als das ihn seine Feinde hinzustellen liebten. Er selbst hat bescheiden erklärt, mit einer Nische neben Kleist und Grillparzer zufrieden sein zu wollen; die gehört ihm aber auch, und es ist sicher, daß er für die Weiterentwicklung unseres Dramas noch die höchste Bedeutung gewinnen wird, ja sogar wahrscheinlich, daß er wirklich der Johannes des künftigen Messias ist, sind doch Ibsen und die deutschen Naturalisten schon auf seinen Nebenpfaden gegangen, ersterer unfähig, den großen Stil, den Hebbel trotz alledem hat, festzuhalten, letztere leider nicht imstande, die wahrhaft tragische Form zu erringen. Wie alle echten Künstler und tiefen Naturen fordert Hebbel strenge Hingabe, für die Philister, die Oberflächlichen und die Schwächlinge, auch für die Schönfeliigen sind seine Werke nichts, wohl aber für Männer. Nirgends vielleicht hat der germanische Mannestrog, der doch das weiche Gefühl tief im Herzen nicht ausschließt, und der deutsche Tiefinn, der bis zur Weltwurzel hinabstrebt, eine unterschiedenere Ausprägung empfangen als in den Werken dieses Dithmarschers.